



Leseprobe

Kendare Blake

Der Schwarze Thron - Die Kriegerin / Die Göttin

Zwei Romane in einem Band

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 1008

Erscheinungstermin: 21. Juni 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der fulminante Abschluss der »New York Times«-Bestsellersaga: Teil 3 und 4 des Fantasy-Epos um den Kampf der Königinnen vereint in einem Buch!

Ihr ganzes Leben wurden die drei Schwestern Katharine, Mirabella und Arsinoe ausgebildet, um eines Tages den Schwarzen Thron zu besteigen. Doch wer die Krone tragen wird, entscheidet ein harter Wettkampf, den nur eine von ihnen gewinnen kann ...

Band 3: Die Kriegerin

Ihr Leben lang hat Katharine auf diesen Moment gewartet: Sie hat den Kampf um den Thron gewonnen und trägt die Krone des Reichs Fennbirm. Doch ihre Herrschaft wird angefochten – es gibt Gerüchte, ihre Schwestern seien noch am Leben und warteten nur darauf, Katharine zu stürzen. Tatsächlich haben Mirabella und Arsinoe überlebt. Sie verstecken sich auf dem Festland und werden dort von einer unheimlichen Vision heimgesucht: Die legendäre Blaue Königin weist sie an, nach Fennbirm zurückzukehren, um ihr Schicksal zu erfüllen ...

Band 4: Die Göttin

Der Krieg hat die drei Königinnen Mirabella, Katherine und Arsinoe vor schreckliche Herausforderungen gestellt. Auf Arsinoe lastet ein Fluch, und dennoch muss sie alles geben, um den bedrohlichen Nebel aufzuhalten, der die Insel zu verschlingen droht. Derweil ist Mirabella aufgebrochen, um unter dem Banner des Friedens an den Hof von Königin Katharine zu ziehen. Diese sehnt sich nach der Bindung, die ihre beiden Schwestern vereint, gleichzeitig will sie dem Waffenstillstand keinesfalls zustimmen. Doch nur, wenn die drei Schwestern zusammenstehen, können sie das Geheimnis ihrer blutrünstigen Göttin lüften – und dabei werden Feinde zu

KENDARE BLAKE
DER SCHWARZE THRON
DIE KRIEGERIN/DIE GÖTTIN

Kendare Blake

DER SCHWARZE THRON

Die Kriegerin/Die Göttin

Zwei Romane in einem Band

Übersetzt von
Charlotte Lungstrass-Kapfer

blanvalet

Die Originalausgaben erschienen 2021 unter den Titeln
»Two Dark Reigns (Book 3)« (2018) und »Five Dark Fates (Book 4)« (2019)
bei Harper Teen, New York.

Teil 3 und 4 der Reihe *Der Schwarze Thron* wurde
bereits in Einzelbänden veröffentlicht unter den Titeln:
Die Kriegerin und *Die Göttin*

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht
zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2021

Copyright der Originalausgabe © 2018 und 2019 by Kendare Blake

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Waltraut Horbas

Umschlaggestaltung und -illustration: © Isabelle Hirtz, Inkcraft,
unter Verwendung eines 3D-Modells von archstyle (turbosquid)

Innenteil Karte: Virginia Allyn

BL · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6306-7

www.blanvalet.de

Kendare Blake

DER SCHWARZE THRON

Die Kriegerin

Übersetzt von
Charlotte Lungstrass-Kapfer

blanvalet

Personenverzeichnis

INDRIDSKAMM

Hauptstadt, Heimat von Königin Katharine

DIE ARRONS

Natalia Arron, *Matriarchin der Familie Arron,
Oberhaupt des Schwarzen Rates (†)*

Genevieve Arron, *Natalias jüngere Schwester*

Antonin Arron, *Natalias jüngerer Bruder*

Pietyr Renard, *Natalias Neffe, Sohn ihres
Bruders Christophe*

ROLANTH

Heimat von Königin Mirabella

DIE WESTWOODS

Sara Westwood, *Matriarchin der Familie Westwood;
besonderes Element: Wasser*

Bree Westwood; *Sara Westwoods Tochter,
Freundin der Königin; besonderes Element: Feuer*

WOLFSQUELL

Heimat von Königin Arsinoe

DIE MILONES

Cait Milone, *Matriarchin der Familie Milone;*

Familiaris: Eva, eine Krähe

Ellis Milone, *Ehemann von Cait, Vater ihrer Kinder;*

Familiaris: Jake, ein weißer Spaniel

Caragh Milone, *ältere Tochter von Cait, wurde in die Schwarze Kate verbannt; Familiaris: Juniper, eine braune Jagdhündin*

Madrigal Milone, *jüngere Tochter von Cait;*

Familiaris: Aria, eine Krähe

Juillenne »Jules« Milone, *Tochter von Madrigal, stärkste Naturbegabte seit Jahrzehnten und Freundin der Königin;*

Familiaris: Camden, eine Berglöwin

DIE SANDRINS

Matthew Sandrin, *ältester Sohn der Familie Sandrin, ehemaliger Verlobter von Caragh Milone*

Joseph Sandrin, *mittlerer Sohn der Sandrins, Freund von Arsinoe, wurde für fünf Jahre auf das Festland verbannt (†)*

ANDERE

Luke Gillespie, *Inhaber des Buchladens, Freund von Arsinoe; Tiervertrauter: schwarz-grüner Hahn Hank*

William »Billy« Chatworth junior, *Ziehbruder von Joseph Sandrin im Exil, Freier der Königinnen*

Mrs. Chatworth

Jane

Emilia Vatroš, *Kriegerin aus Bastiansburg*

Mathilde, *Seherin*

DER TEMPEL

Hohepriesterin Luca

Priesterin Rho Murtra

Elizabeth, *Priesterin, Freundin von Königin Mirabella*

DER SCHWARZE RAT

Natalia Arron, *Giftmischerin*

Genevieve Arron, *Giftmischerin*

Lucian Arron, *Giftmischer*

Antonin Arron, *Giftmischer*

Allegra Arron, *Giftmischerin*

Paola Vend, *Giftmischerin*

Lucian Marlowe, *Giftmischer*

Margaret Beaulin, *Kriegerin*

Renata Hargrove, *keine Gabe*

Die Schwarze Kate

*400 Jahre vor der Geburt von Mirabella, Arsinoe
und Katharine*

Als die Wehen endlich einsetzten, waren sie heftig und blutig. Von einer Kriegerkönigin war allerdings auch nichts anderes zu erwarten, vor allem von einer so schlachtenerfahrenen Herrscherin wie Königin Philomene.

Die Hebamme legte der Königin ein kühles Tuch auf die Stirn, das diese aber sofort wegschob.

»Die Schmerzen sind unbedeutend«, sagte Königin Philomene. »Ich freue mich auf diese letzte Schlacht.«

»Du glaubst also, in Louis' Heimat wird es keine Kriege mehr für dich zu führen geben?«, fragte die Hebamme. »Selbst wenn deine Gabe verblasst, nachdem du die Insel verlassen hast, kann ich mir das nicht vorstellen.«

Der Blick der Königin wanderte zur Tür, vor der ihr Prinzgemahl Louis auf und ab wanderte. Ihre dunklen Augen funkelten, so aufgeputscht war sie durch die Schmerzen. Ihre schwarzen Haare waren schweißverklebt.

»Er kann es kaum erwarten, dass unsere Zeit in Fennbirn endlich vorbei ist. Ihm ist zu spät klar geworden, was er sich mit mir eingebrockt hat.«

Was in gewisser Weise für alle galt. Königin Philomenes Herrschaft war vor allem durch Schlachten geprägt worden. Unter ihr wurde die Hauptstadt von Kriegsbegabten überrannt. Sie ließ große Schiffe bauen und plünderte mit ihnen die Küstenstädte sämtlicher Nationen, ausgenommen nur die Heimat ihres Prinzgemahls. Aber die acht Jahre brutaler Kriegerherrschaft waren nun vorüber. Selbst für eine Kriegerkönigin war das keine sonderlich lange Herrschaftszeit, trotzdem hatte sie die Insel ausgelaut. Kriegerköniginnen standen für Ruhm und Einschüchterung. Für Schutz. Und so war nicht nur ihr Ehemann erleichtert, als die Göttin ihre Königin mit den Drillingen segnete.

Nun krümmte sie sich unter der nächsten Wehe und schob ihr Knie beiseite, um den immer größer werdenden Blutfleck auf dem Laken zu mustern.

»Du schlägst dich gut«, log die Hebamme. Aber was wusste die schon? Sie war jung und hatte ihren Dienst in der Schwarzen Kate gerade erst angetreten. Als Giftmischerin war sie zwar eine gute Heilerin, und sie hatte auch schon bei vielen Entbindungen geholfen, aber auf die Geburt von Königinnen konnte man sich nicht angemessen vorbereiten.

Lächelnd stimmte Philomene ihr zu. »Kriegerköniginnen bluten immer so stark. Trotzdem denke ich, dass ich es nicht überleben werde.«

Langsam tauchte die Hebamme das Tuch wieder in das kalte Wasser und wrang es aus, nur für den Fall, dass Philomene ihr doch noch gestatten würde, es zu benutzen. Vielleicht überlegte sie es sich ja anders. Immerhin sah sie ja niemand. Für die Insel war eine Königin so gut wie tot, wenn die Drillinge geboren waren. Draußen

standen die fertig gesattelten Pferde bereit, die Louis und sie zu einem Flusskahn und dann zu ihrem Schiff bringen sollten. Und waren sie erst einmal fort, würden Philomene und er niemals zurückkehren. Selbst die weichherzige Hebamme würde sie vergessen, sobald die Babys da waren. Jetzt tat sie so, als wäre ihr das Wohlergehen der Königin wichtig, aber im Grunde bestand ihre Aufgabe nur darin, Philomene lange genug am Leben zu erhalten, um die Drillinge zur Welt zu bringen.

Die Kriegerkönigin musterte den Tisch, auf dem Kräuter, saubere schwarze Lappen und verschiedene Tiegel mit Schmerzmitteln standen, die sie natürlich alle abgelehnt hatte. Und auch einige Klingen – um die neuen Königinnen aus dem Mutterleib zu schneiden, sollte sich die alte Herrscherin als zu schwach erweisen. Das entlockte Philomene wieder ein Lächeln. Die Hebamme war ein kleines, zartes Ding. Ihr dabei zuzusehen, wie sie versuchte, die Babys herauszuschneiden, könnte interessant werden.

Seufzend registrierte Philomene, wie die Wehe abebbte.

»Sie haben es eilig«, stellte sie fest. »Wie ich damals. Schon vom Augenblick meiner Geburt an konnte ich es kaum abwarten, der Insel meinen Stempel aufzudrücken. Vielleicht wusste ich schon immer, dass mir nicht viel Zeit dafür bleiben würde. Oder vielleicht hat auch diese ständige Eile mein Leben so verkürzt. Du hast doch dem Tempel angehört, bevor du den Dienst hier in der Einsamkeit angetreten hast, oder?«

»Ich wurde dort ausgebildet, meine Königin. Im Tempel von Prynn. Aber ich habe nie die Gelübde abgelegt.«

»Natürlich nicht; ich kann sehen, dass du keine Bänder

an den Handgelenken trägst. Ich bin ja nicht blind.« Mit der nächsten Wehe kam noch mehr Blut. Sie folgten jetzt immer dichter aufeinander.

Mit festem Griff umschloss die Hebamme Philomenes Kinn und zog ihre Augenlider hoch. »Du wirst schwächer.«

»Nein, werde ich nicht.« Sie sank in die Kissen und umfasste beinahe mütterlich ihren prallen Bauch. Aber sie würde nicht nach ihnen fragen, wenn die kleinen Königinnen auf der Welt waren. Es war nicht ihre Aufgabe, sich um sie zu sorgen. Diese drei Kinder gehörten einzig und allein der Göttin.

Mühsam stützte sich Philomene wieder auf die Ellbogen. Wilde Entschlossenheit machte sich auf ihrer Miene breit. Mit einem Fingerschnippen signalisierte sie der Hebamme, zwischen ihren Beinen Stellung zu beziehen.

»Du kannst jetzt pressen«, stellte diese fest. »Es wird sicher gutgehen – du bist stark.«

»Gerade hast du noch behauptet, ich würde schwächer«, brummte Philomene.

Die erste Königin kam stumm auf die Welt. Sie atmete zwar, schrie aber nicht einmal auf, als die Hebamme ihr einen Klaps auf den Po gab. Ein kleines, gut gewachsenes Mädchen mit einer gesunden Gesichtsfarbe, was erstaunlich war bei dieser schweren Geburt. Die Hebamme hielt die Kleine kurz hoch, damit Philomene sie sehen konnte, und einen Moment lang waren sie durch das königliche Blut in der Nabelschnur verbunden.

»Leonine«, gab Philomene der kleinen Königin ihren Namen. »Naturbegabte.«

Nachdem die Hebamme beides laut wiederholt hatte, brachte sie das Baby weg, um es sauber zu machen und

in ein Bettchen zu legen, wo es von einer leuchtend grünen, mit Blumen bestickten Decke gewärmt wurde. Wenig später folgte das zweite Mädchen, das laut schrie und die winzigen Fäustchen ballte.

»Isadora«, verkündete die Königin, als das brüllende Baby sie mit großen, dunklen Augen anblinzelte. »Seherin.«

»Isadora, Seherin«, wiederholte die Hebamme, bevor sie es fortbrachte und in eine hellgrau und gelb gemusterte Decke wickelte, die Farben der Seher.

Die dritte Königin wurde in einem wahren Blutsturz geboren, als würde sie auf einer Welle herausgetragen. Das war für Philomene ein deutliches Zeichen dafür, dass sie eine neue Kriegerkönigin sein müsse. Doch als sie den Mund öffnete, um das zu verkünden, kam etwas ganz anderes heraus: »Roxane. Elementwandlerin.«

Die Hebamme bestätigte auch den dritten Namen und wandte sich dann ab, um das Baby zu waschen und in das letzte freie Bettchen zu legen, das sie dann mit einer blauen Decke ausstattete. Philomene blieb schwer atmend liegen. Sie hatte recht gehabt, das spürte sie deutlich. Die Geburt hatte ihren Tod eingeläutet. Aufgrund ihrer Stärke würde sie vielleicht noch so lange leben, bis man sie verarztet und in den Sattel gesetzt hatte, aber letzten Endes würde Louis mit einer Toten in seine Heimat segeln, um sie dort in einem Familiengrab beizusetzen. Wenn ihr Leichnam nicht bereits auf See über Bord geworfen wurde. Ihre Pflichten gegenüber der Insel hatte sie erfüllt, sodass diese nun keinen Einfluss mehr auf ihr weiteres Schicksal nehmen würde.

»Hebamme!«, stöhnte Philomene, als sie wieder von Schmerzen gepackt wurde.

»Ist schon gut«, erwiderte diese beruhigend, »das ist nur die Nachgeburt. Gleich vorbei.«

»Das ist nicht die Nachgeburt. Auf keinen Fall ...«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht biss sie sich auf die Lippen und presste.

Ein viertes Baby glitt aus dem Bauch der Königin, vollkommen mühelos und ohne Probleme. Es schlug die dunklen Augen auf und atmete tief ein. Ein viertes Baby. Noch eine Königin.

»Eine Blaue Königin«, murmelte die Hebamme ehrfürchtig. »Ein viertes Kind.«

»Gib sie mir.«

Doch die Hebamme war wie erstarrt.

»Gib sie mir, los!«

Schnell hob das Mädchen die Kleine auf, und Philomene riss sie ihr regelrecht aus den Händen.

»Illiann«, verkündete sie dann. »Elementwandlerin.« Auf ihrem erschöpften, ausgelaugten Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. Jede Enttäuschung darüber, keine Kriegerkönigin geboren zu haben, verflog, denn nun hielt sie ein großes Schicksal in den Händen. Einen Segen für die gesamte Insel. Und sie, Philomene, hatte ihn bewirkt.

»Illiann«, wiederholte die fassungslose Hebamme. »Elementwandlerin. Die Blaue Königin.«

Philomene lachte laut auf und hob das kleine Mädchen über ihren Kopf.

»Illiann!«, rief sie. »Die Blaue Königin!«

Die Wartezeit, bis jemand in der Schwarzen Kate eintraf, zog sich in die Länge. Nach der Geburt der Blauen Königin waren die Boten sofort mit der Nachricht in ihre

Heimatstädte geritten. Wie immer hatten sie mit gesattelten Pferden bereitgestanden, sobald bei der Königin die Wehen einsetzten.

Ein viertes Kind. So etwas kam so selten vor, dass es schon beinahe in das Reich der Legenden gehörte. Als die Hebamme es verkündete, wussten die unerfahrenen Boten zuerst gar nicht, was sie tun sollten. Schließlich musste das Mädchen sie regelrecht anbrüllen.

»Eine Blaue Königin!«, hatte sie geschrien. »Ein Segen der Göttin! Sie müssen alle kommen, alle Familien. Und auch die Hohepriesterin. Nun reitet schon los!«

Wären einfach nur Drillinge geboren worden, so wären lediglich drei Familien und ein paar Priesterinnen zur Kate gekommen: die Familie Travers für die Naturbegabte, die aufstrebenden Westwoods für die Elementwandlerin und die Lermonts für die arme kleine Seherkönigin, um Zeuge zu sein, wie sie ertränkt wurde. Doch die Geburt einer Blauen Königin hatte zur Folge, dass die führenden Familien aller Gaben ihre Oberhäupter schickten, auch der Vatro-Clan, der die Haupt- und Kriegerstadt Bastiansburg beherrschte, und sogar die Giftmischerfamilie Arron aus Prynn.

In der Kate standen unter den dunklen Deckenbalken vier kleine Bettchen an der Ostseite des Raumes, damit die helle Morgensonne sie erreichen konnte. Aus drei von ihnen war kein Laut zu hören, nur unter der hellgrauen Decke regte sich etwas. Die kleine Seherin quengelte pausenlos. Vielleicht lag es daran, dass sie aufgrund ihrer Gabe wusste, was mit ihr geschehen würde.

Arme kleine Orakelkönigin. Ihr Schicksal war von Anfang an besiegelt gewesen. Seit der Herrschaft der wahnsinnigen Königin Elsbet, deren Sehergabe sie dazu

getrieben hatte, drei ganze Familien ermorden zu lassen, weil diese angeblich ein Komplott gegen sie schmiedeten, wurden Seherköniginnen nach der Geburt umgehend ertränkt. So schrieb es das Dekret des Schwarzen Rates vor, erlassen kurz nachdem der Rat Elisabeth entmachtet hatte. Ein solch ungerechtfertigtes Massaker durfte sich niemals wiederholen.

In den Tagen nach der Geburt verbrannte die Hebamme das Bettzeug der alten Königin. Es war so stark mit Blut durchtränkt, dass es sich unmöglich reinigen ließ. Dabei fragte sie sich nicht, wo die alte Königin nun sein mochte oder wie es ihr ging. Der Zustand der Laken ließ nur einen Schluss zu: Philomene musste tot sein.

Mehr als eine Woche verging, bevor die erste Familie eintraf – die Seherfamilie Lermont aus Sonnenmulde im Nordwesten. Die Stadt lag der Schwarzen Kate am nächsten, zudem behaupteten sie, bereits reisefertig gewesen zu sein, als der Bote eintraf, da sie die Geburt des Kindes vorhergesehen hätten. Stumm und ernst betrachteten sie die vier schwarzen Bettchen und musterten die kleine Seherkönigin.

Am nächsten Tag kamen die Westwoods. Die Familie hatte noch nicht lange die Führung der Elementwandler inne und war noch entsprechend albern. Sie hätschelten die Elementwandlerkönigin und hatten ihr als Geschenk eine leuchtend blaue Decke mitgebracht. »Wir haben sie extra für sie anfertigen lassen«, erklärte das Familienoberhaupt Isabelle Westwood. »Warum sollte sie nicht etwas bekommen, auch wenn sie nicht lange leben wird?«

Nach ihnen traf die Familie Travers aus der Robbenkopfbucht ein, und am gleichen Abend auch die Arrons

und wenige Minuten später der Vatos-Clan, der seine Pferde beinahe zuschanden geritten haben musste. Sie alle würden stumm Zeugnis ablegen. Die reichen Vertreter der Familie Vatos, deren Gabe durch die Herrschaft der Kriegerkönigin noch stärker geworden war, brachten die Hohepriesterin aus der Hauptstadt mit.

Ehrfürchtig sank die Hebamme vor ihr auf die Knie und nannte ihr die Namen der Königinnen. Als sie bei »Illiann« ankam, schlug die Hohepriesterin die Hände zusammen.

»Eine Blaue Königin«, murmelte sie und ging zu der Kleinen hinüber. »Ich kann es kaum glauben. Bis jetzt dachte ich noch, der Bote hätte etwas missverstanden.« Sie holte das Kind aus seinem Bettchen und legte es sich in die Armbeuge.

»Eine Blaue Königin, die Elementwandlerin ist«, betonte Isabelle Westwood, wurde aber von der Hohepriesterin mit einem scharfen Blick zum Schweigen gebracht.

»Die Blaue Königin gehört uns allen. Sie wird nicht in einem Elementwandlerhaus aufwachsen, sondern in der alten Hauptstadt, in Indridskamm. Bei mir.«

»Aber ...« Die Hebamme wollte protestieren, verstummte jedoch, als sich sämtliche Köpfe zu ihr umdrehten. Erst jetzt bemerkten alle, dass sie überhaupt noch im Raum war.

»Du, Hebamme, wirst die Sache mit den Schwestern der Königin regeln. Anschließend begleitest du uns.«

Ergeben senkte die Hebamme den Kopf.

Die Naturbegabtenkönigin wurde im Wald ausgesetzt und dort der Witterung und den Tieren überlassen. Das von vornherein zum Tode verurteilte kleine

Orakel wurde im Fluss ertränkt. Und als schließlich die Elementwandlerkönigin auf ein kleines Floß gelegt und in die Strömung geschoben wurde, die sie aufs Meer hinaustragen würde, konnten weder Kind noch Hebamme die Tränen zurückhalten. Leonine, Isadora und Roxane – der Göttin zurückgegeben, die ihnen stattdessen Illiann gesandt hatte, um über sie zu herrschen.

Illiann, die Gesegnete.

Der Volroy

Königin Katharine sitzt Modell für ihr Porträt – in einem der hohen, nach Westen blickenden Räume des Westturms, genau ein Stockwerk unter ihren Privatgemächern. In der linken Hand hält sie eine leere Flasche, die auf dem Bild mit Gift gefüllt sein wird. Um das rechte Handgelenk wurde ein weißes Seil geschlungen, das sich durch den Pinsel des Malers in ein Abbild ihrer Schlange Herzliebchen verwandeln wird.

Sie dreht den Kopf Richtung Fenster und blickt auf die Stadt Indridskamm hinunter, auf die dunkelbraunen Dächer der Reihenhäuser im Norden und auf Straßen, die zwischen Hügeln verschwinden. Die Rauchsäulen aus den Schornsteinen beflecken den Himmel, vor dem sich die hohen, kunstvoll errichteten Steinbauten des Stadtkerns abzeichnen. Es ist ein schöner, ruhiger Tag. Arbeiter arbeiten, Familien essen, lachen und amüsieren sich. Und sie ist heute Morgen in Pietyrs Armen aufgewacht. Alles ist gut. Sogar besser als gut – jetzt, wo ihre störenden Schwestern tot sind.

»Bitte heb das Kinn ein wenig an, Königin Katharine. Und richte dich weiter auf.«

Sie befolgt die Anweisungen, woraufhin der Maler ihr ein ängstliches Lächeln schenkt. Er gilt als der größte Künstler von ganz Indridskamm und hat Erfahrung in

der Abbildung von Giftmischern mit dem üblichen Beiwerk. Aber dies ist nicht einfach irgendein Porträt. Dies ist das Porträt der gekrönten Königin. Und bei einer solchen Arbeit kommt selbst ein großer Künstler schnell mal ins Schwitzen.

Man hat sie so positioniert, dass durch das Fenster hinter ihrer rechten Schulter Greavesdrake Haus zu sehen ist. Das war Katharines Idee, auch wenn die Arrons sich das auf die Fahnen schreiben werden. Dabei hat sie es nicht für sie getan, sondern allein für Natalia. Als kleine Geste, um dieses überragende Familienoberhaupt zu ehren, jene Frau, die Katharine großgezogen hat wie eine leibliche Tochter. Dank ihr wird Greavesdrake stets präsent bleiben und einen schattenhaften Einfluss auf Katharines Herrschaft haben. Ursprünglich wollte sie auch die Urne mit Natalias Asche auf ihrem Schoß positionieren, aber das hat Pietyr ihr ausgededet.

»Königin Katharine.« Pietyr kommt herein. Wie immer sieht er in schwarzer Jacke und taubenblauem Hemd einfach umwerfend aus. Die eisblonden Haare sind straff zurückgekämmt. Abschätzend bleibt er hinter dem Maler stehen. »Das entwickelt sich prächtig. Du wirst wunderschön aussehen.«

»Wunderschön.« Katharine rückt die leere Flasche und das Seil an ihrem Handgelenk zurecht. »Ich komme mir albern vor.«

Pietyr klopf dem Maler kurz auf die Schulter. »Ich müsste einen Moment mit der Königin sprechen, wenn es nichts ausmacht. Wie wäre es mit einer kleinen Pause?«

»Selbstverständlich.« Der Mann legt den Pinsel hin, verbeugt sich und geht hinaus, nachdem er noch einmal

kurz Flasche und Seil gemustert hat, um sich einzuprägen, wie er sie hinterher arrangieren muss.

»Ist es wirklich gut?«, fragt Katharine, nachdem der Maler gegangen ist. »Ich bringe es einfach nicht über mich, es mir anzusehen. Vielleicht hätten wir doch jemanden aus Rolanth kommen lassen sollen. Immerhin gehört diese Stadt jetzt ebenfalls mir, und du weißt, dass sie die besseren Künstler haben.«

»Aber selbst beim größten Meister von Rolanth könnten wir nicht sicher sein, dass er das Porträt nicht sabotiert – so kurz nach einem ziemlich umstrittenen Aufstieg.« Pietyr folgt ihr zum westlichen Fenster und schlingt von hinten den Arm um ihre Taille. »Ein Giftmischer ist am besten.« Er umfasst sie fester und lässt die Finger über das Mieder ihres Kleides wandern. »Erinnerst du dich noch an unsere ersten gemeinsamen Tage in Greavesdrake? Das scheint so lange her zu sein.«

»Alles scheint lange her zu sein«, murmelt Katharine. In Gedanken kehrt sie in ihr altes Zimmer im Herrenhaus zurück, das mit jeder Menge gestreifter Seide und weichen Kissen dekoriert gewesen war. Als Kind hatte sie sich immer ein Kissen in den Schoß gedrückt, während sie den Geschichten lauschte, die Natalia ihr vorlas. Und dann sind da noch die bodenlangen Samtvorhänge in der Bibliothek, hinter denen sie sich immer versteckt hatte, wenn Genevieve sie zur nächsten Giftlektion holen sollte.

»Irgendwie fühlt es sich an, als wäre Natalia noch dort, oder nicht, Pietyr? Als würden wir sie mit verschränkten Armen vor dem Fenster in ihrem Arbeitszimmer finden, wenn wir nur gründlich suchen.«

»Das stimmt, Liebste.« Er haucht Küsse auf ihre

Schläfe, ihre Wange, und knabbert kurz an ihrem Ohrläppchen, bis sie ein wohliger Schauer packt. »Aber so etwas darfst du nie einem anderen gegenüber erwähnen. Ich weiß, dass du sie geliebt hast. Aber du bist jetzt Königin. Du bist jetzt *die* Königin, da bleibt keine Zeit für kindliche Sentimentalität. Komm und sieh dir das hier an.« Er führt sie zu einem Tisch und breitet einige Papiere aus, die sie unterschreiben soll.

»Was ist das?«

»Baufträge«, erklärt er. »Für die Schiffe, die wir der Familie von Prinzgemahl Nicolas schenken werden. Sechs prachtvolle Schiffe, um ihren Schmerz zu lindern.«

»Aber hier ist nicht nur von Schiffen die Rede«, stellt Katharine fest. Doch egal, wie viel sie zahlen, der Preis wird immer noch gering sein. Die Martels hatten ihren Lieblingssohn auf die Insel geschickt, damit er Prinzgemahl von Fennbirn wird, und nach nicht einmal einer Woche als solcher war er durch einen Sturz vom Pferd gestorben. Ein wirklich schlimmer Sturz, bei dem er einen Abhang hinuntergefallen war. Nachdem sein Pferd ohne Reiter zurückgekehrt war, hatte es noch einmal fast eine Woche gedauert, bis man ihn fand. Bis dahin war der arme Nicolas längst tot gewesen.

Wenn sie wüssten, *wie* lange. Die Geschichte vom Reitunfall war eine Lüge. Ein reines Fantasieprodukt, ersponnen von Pietyr und Genevieve, damit niemand jemals die Wahrheit erfuhr: dass Nicolas gestorben war, nachdem er mit Katharine die Ehe vollzogen hatte. Dass sie so durch und durch eine Giftmischerin ist, dass selbst die Berührung ihres Körpers tödlich enden kann. Niemand durfte das je erfahren. Nicht einmal die

Inselbevölkerung, denn dann würden sie auch wissen, dass sie der Insel keine Kinder von einem Festlandvater schenken kann. Dass sie keine Drillinge gebären und die nächste Königinnengeneration von Fennbirn auf die Welt bringen kann.

Jedes Mal, wenn sie daran denkt, wird sie von nackter Angst gepackt.

»Was machen wir hier überhaupt, Pietyr?« Ihre Hand erstarrt mitten in der Unterschrift. »Wo ist der Sinn des Ganzen, wenn ich meinem Volk am Ende keine neuen Königinnen schenken kann?«

Pietyr seufzt schwer. »Sieh dir mit mir das Bild an, Kat.« Er nimmt ihre Hand, und sie stellen sich vor die Staffelei mit dem Porträt. Viel gibt es noch nicht zu sehen: ein paar Umriss und Farbtupfer, wie zum Beispiel das Schwarz ihres Kleides. Aber der Maler hat eindeutig Talent, denn selbst jetzt schon kann Katharine sich vorstellen, wie das fertige Bild einmal aussehen wird. »Katharine, die vierte Giftmischerkönigin«, so wird es heißen. Katharine aus der Dynastie der Giftmischer. Sie folgte auf drei andere Giftmischer: Königin Nicola, Königin Sandrine und Königin Camille. Das bist du, und uns bleibt noch jede Menge Zeit, um Vorkehrungen für die Zukunft der Insel zu treffen.«

»Meine ganze, lange Regierungszeit.«

»Genau. Dreißig, vielleicht auch vierzig Jahre.«

»Ach, Pietyr.« Sie lacht laut auf. »Heutzutage herrschen Königinnen nicht mehr so lange.« Seufzend mustert sie ihr halb fertiges Abbild. Gerade erst begonnen und kaum zu erkennen, ähnlich wie sie selbst. Wer kann schon wissen, was sie in ihren Jahren als Herrscherin alles tun, welche Veränderungen sie herbeiführen wird?

Pietyr hat recht. Die Menschen müssen nicht alles erfahren. Schließlich wissen sie ja auch nicht, dass sie in die Brecciaspalte gestoßen und durch die Geister der unzähligen toten Schwestern gerettet wurde, die auf ähnliche Weise in der Spalte verschwunden waren, nachdem sie an ihrem Aufstieg gescheitert waren. Und sie wissen nicht, dass sie gar keine nennenswerte eigene Gabe hat, sondern ihre Stärke von eben jenen toten Königinnen erhält, die in jeder Minute wie ein fauliger Strom durch ihre Adern fließen.

»Manchmal frage ich mich, wem die Krone eigentlich gehört, Pietyr«, flüstert sie. »Mir oder ... *ihnen*. Ohne sie hätte ich es nicht geschafft.«

»Mag sein. Aber jetzt brauchst du sie nicht mehr. Ich hatte gedacht ...« Er räuspert sich kurz. »Ich hatte gedacht, sie wären vielleicht verschwunden. Dass sie dich in Ruhe lassen, nachdem sie nun bekommen haben, was sie wollten.«

Katharine fühlt auf einmal ein nervöses Kribbeln in ihrem Bauch. Ihre Gier nach Gift und ihr Blutdurst haben nachgelassen, seit ihre Schwestern in den Nebel gesegelt und ertrunken sind. Also hat Pietyr möglicherweise recht. Vielleicht sind die toten Königinnen mit ihr fertig. Womöglich sind sie nun befriedigt und werden schweigen.

Schnell unterzeichnet sie die restlichen Papiere, die Pietyr ihr vorlegt, und greift dann wieder nach der leeren Flasche und dem Seil, als der Maler hereinkommt.

Er schlingt ihr das Seil mehrmals um das Handgelenk, bis es wieder genauso liegt wie zuvor. »Wir müssen uns jetzt beeilen, bevor das Licht schwächer wird.« Mit einem Finger drückt er ihr Kinn nach oben und schiebt

ihren Kopf sanft in die richtige Position, wobei er es kurz wagt, ihr ins Gesicht zu sehen.

»Wie viele Augen sehen dich an?«, fragt sie ihn, worauf er mit einem verunsicherten Blinzeln reagiert.

»Nur deine Augen, meine Königin.«

Am nächsten Morgen erscheint Genevieve an der Tür zu Katharines Gemächern, um sie zum Schwarzen Rat zu eskortieren.

»Ah, Genevieve«, begrüßt Pietyr sie. »Nur herein! Hast du schon gefrühstückt? Wir sind gerade beim letzten Bissen.«

Sein Tonfall ist fröhlich, angereichert mit einer Spur Selbstgefälligkeit; Genevieves Lächeln hingegen wirkt so gezwungen, dass es einer Grimasse gleicht. Doch Katharine tut so, als merke sie nichts. Natalias Ermordung hat eine Lücke hinterlassen, die gefüllt werden muss, und unter den Arrons wird es zu heftigen Auseinandersetzungen um die Frage kommen, wer sie füllen soll. Außerdem hat Katharine – auch wenn sie Genevieve nach wie vor hasst – beschlossen, sie noch einmal neu einzuschätzen. Schließlich ist sie Natalias Schwester und nun die Matriarchin der Familie Arron.

»Ich habe bereits gegessen«, erklärt Genevieve, während sie den Teller der Königin mustert: Käserinden, Reste von gekochtem Ei und Giftbeerenmarmelade. »Ich dachte, wir hätten entschieden, nach dem Vorfall mit dem Prinzgemahl ihren Giftkonsum einzuschränken.«

»Das ist doch nur ein wenig Marmelade.«

»Vor zwei Tagen habe ich gesehen, wie sie sich mit Tollkirschen und Skorpionen vollgestopft hat, schneller als sie kauen konnte.«

Pietyr wirft Katharine einen fragenden Blick zu, und sie errötet. Die toten Kriegerinnen haben sie dazu getrieben, sich mit Waffen auszustatten, und die toten Naturbegabten wollten, dass sie durch die Gärten streift. Manchmal haben die toten Giftmischer eben auch ihre Bedürfnisse.

»Nun ja«, sagt er schließlich. »Ihren Konsum einzuschränken wird ihren Zustand vermutlich sowieso nicht umkehren.«

»Doch da wir genügend Zeit haben, wäre es einen Versuch wert. Und Zeit ist ja so ziemlich das Einzige, wovon wir genug haben, oder?«

Während die beiden sich weiter streiten, geht Katharine still zu Herzliebchens Behausung, um sie zu füttern. Die Korallenotter hat sich gehäutet und ist gewachsen und lebt nun in einem schönen neuen Gehege mit viel Laub zum Verstecken und einigen Steinen, auf denen sie sich sonnen kann. Katharine greift in einen zweiten, kleineren Käfig und holt eine junge Maus heraus. Es macht ihr immer wieder Spaß, Herzliebchen dabei zuzusehen, wie sie im warmen Sand ihrer Beute nachstellt.

»Gibt es einen besonderen Grund, warum du mich heute Morgen begleiten möchtest, Genevieve?«

»Allerdings. Hohepriesterin Luca ist zurück.«

»So schnell?« Hastig wischt sich Pietyr mit der Serviette den Mund ab und steht auf. Es sind erst zwei Wochen vergangen, seit die Hohepriesterin nach Rolanth aufgebrochen ist, um ihren Hausstand im dortigen Tempel aufzulösen und ihn wieder in ihre alten Gemächer im Tempel von Indridskamm zu verlegen. »Wir sollten gehen, Kat.«

Flankiert von Pietyr und Genevieve steigt Katharine

die vielen Treppen des Westturms hinunter, bis sie schließlich das Erdgeschoss des Volroy erreichen, in dem auch der Ratssaal liegt. Die anderen Ratsmitglieder haben sich bereits versammelt, trinken Tee und unterhalten sich leise. Hohepriesterin Luca steht etwas abseits, ohne ein Getränk oder einen Gesprächspartner.

»Hohepriesterin Luca«, begrüßt Katharine sie und ergreift die Hände der alten Frau. »Du bist zurück.«

»Und so schnell«, stellt Genevieve stirnrunzelnd fest.

»Mein Haushalt wird auf Fuhrwerken hergebracht«, erwidert Luca. »Ich habe es geschafft, ein oder zwei Tage vor ihm einzutreffen.«

»Du solltest einen Teil deiner Sachen hier im Westturm unterbringen«, schlägt Katharine lächelnd vor. »Es wäre schön, wenn noch ein Stockwerk bewohnt wird. Aus der Distanz wirkt alles hier so prächtig, da war ich doch ziemlich überrascht, als ich feststellte, wie viele Etagen lediglich aus Küchen und Lagerräumen bestehen.«

Weder Königin noch Hohepriesterin nehmen die säuerlichen Mienen der Ratsmitglieder zur Kenntnis, und sie unterdrücken den eigenen Widerwillen. Katharine kann die alte Frau nicht besonders gut leiden, und die Art, wie Luca sie beobachtet, verrät ihr, dass die Hohepriesterin ihr ebenfalls weder Zuneigung noch Vertrauen entgegenbringt. Aber Natalia hat diese Vereinbarung ausgehandelt. Ihre letzte Vereinbarung. Also wird Katharine sie respektieren.

Sie deutet auf den langen, dunklen Tisch, und der Schwarze Rat nimmt seine Plätze ein, während die Dienstboten zwei volle Teekannen bereitstellen – eine davon mit Natalias bevorzugten Mangrovensamen – und

die Schalen mit Zucker und Zitrone auffüllen. Nachdem sie auch noch das benutzte Geschirr abgeräumt und die Kekskrümel beseitigt haben, drehen sie die Lampen höher und ziehen die schweren Saaltüren hinter sich zu. Für Luca wurde ein Extrastuhl bereitgestellt. Pietyr sitzt auf Natalias altem Platz, obwohl er nicht den Vorsitz von ihr übernommen hat.

Katharine gibt sich alle Mühe zuzuhören, während Cousin Lucian das Tagesgeschäft durchgeht: Die Steuereinnahmen bei den Kaufleuten waren wegen des Duells der Königinnen höher als erwartet, und in Wolfsquell werden Ernteauffälle befürchtet. Aber im Moment haben sie alle andere Dinge im Kopf als die alltäglichen Geschehnisse auf der Insel.

»Kommt schon, wie lange wollt ihr uns noch warten lassen?«, ruft Renata Hargrove schließlich.

»Renata, sei ruhig«, mahnt Genevieve.

»Ich werde sicher nicht ruhig bleiben! Natalia hat dem Tempel drei Sitze im Rat versprochen. Und ihr wisst doch jetzt schon, wessen Sitze das sein werden.« Vielsagend blickt sie zu Lucian Marlowe, Paola Vend und Margaret Beaulin hinüber. Sie sind die Einzigen hier im Rat, die nicht der Familie Arron angehören. Marlowe und Vend sind zumindest noch Giftmischer, aber Margaret verfügt über die Gabe des Krieges, und die arme Renata hat überhaupt keine Gabe vorzuweisen.

»Wie kannst du wissen, welche Sitze es sein werden, wenn ich es nicht einmal selbst weiß?«, erwidert Katharine sanft. Dabei wirft sie Renata einen so durchdringenden Blick zu, dass diese unwillkürlich zurückweicht. Eine solche Reaktion hervorzurufen fühlt sich richtig gut an. Klein gewachsen, wie sie ist nach vielen Jahren

der Gifteinnahme, macht Katharine äußerlich nicht viel her – sie ist mit Narben übersät und stets viel zu blass. Aber ihre Ausstrahlung straft den ersten Eindruck Lügen. Und das liegt nicht nur an dem Energieschub der im Laufe von tausend Jahren gefallenen Königinnen. Bald wird die ganze Insel das erfahren.

»Wie dem auch sei, Renata hat nicht ganz unrecht.« Mit einem breiten Lächeln wendet sich Katharine der Hohepriesterin zu. »Du bist zurückgekehrt. Und während deiner Abwesenheit hast du dir sicher Gedanken darüber gemacht, auf wen deine Wahl fallen wird.« Eigentlich hatte sie gehofft, die Hohepriesterin werde dem Blick der Königin ausweichen, die ihre geliebte Mirabella besiegt hat. Dass Luca sich ihr nicht fügen und deshalb gar nicht erst zurückkommen würde. Aber vermutlich hätte sie es besser wissen müssen. Bevor Mirabella und Arsinoe in den Nebel gesegelt waren, hatte Luca immerhin auch Mirabellas Hinrichtung zugestimmt.

»Das habe ich«, bestätigt Luca. »Und ich benenne mich selbst, die Priesterin Rho Murtra und«, entschlossen reckt sie das Kinn, »Bree Westwood.«

Lucian und Allegra stoßen unterdrückte Entsetzenslaute aus.

Pietyr hingegen gibt sich spöttisch. »Nie und nimmer.«

Katharine runzelt kurz die Stirn. Die einzige Überraschung auf der Liste ist Bree Westwood. Vielmehr hatte sie damit gerechnet, das Luca Sara auswählen würde, das Oberhaupt der Elementwandler-Familie. Aber nicht Bree, dieses leichtfertige Mädchen, das stets mit dem Feuer spielte. Im wahrsten Sinne des Wortes. Und natürlich Mirabellas beste Freundin war.

»Die Hohepriesterin kann nicht im Schwarzen Rat dienen«, faucht Genevieve.

»Es ist ungewöhnlich, aber in früheren Zeiten durchaus vorgekommen.«

»Der Tempel soll sich neutral verhalten!«

»Neutral gegenüber den Königinnen. Nicht neutral gegenüber den Angelegenheiten der Insel.« Damit wendet Luca gelassen den Blick von Genevieve ab, deren Lippen vor Wut zittern.

»Nun, Königin Katharine«, fährt die Hohepriesterin fort. »Meine Wahl kennst du nun. Wie lautet deine? Wer soll ersetzt werden?«

Katharine mustert ihre Ratsmitglieder. Aber eigentlich ist es nicht ihr Rat. Es ist Natalias. Ein paar von ihnen dienten sogar schon unter Königin Camille. Sie spürt ihre Feindseligkeit, was die toten Königinnen unter ihrer Haut aufhorchen lässt.

Die Arrons erwarten von ihr, dass sie drei der anderen entlässt, die anderen hingegen werden verlangen, dass sie bleiben dürfen, damit auch weiterhin alle Interessen vertreten sind. Auch die der Bevölkerung ohne Gabe. Genevieve würde ihr raten, die Entscheidung der Hohepriesterin rundweg abzulehnen. Und bestimmt sind sie alle der Meinung, sie solle Pietyr entlassen. Ihr ist nicht entgangen, welche Blicke die Ratsmitglieder ihm zuwerfen und wie sie jedes Mal misstrauisch die Augen zusammenkneifen, wenn er sie berührt.

Aber es interessiert sie nicht, was sie alle denken. Dieser Schwarze Rat soll ihr allein gehören.

»Lucian Marlowe und Margaret Beaulin, ihr seid entlassen. Ihr habt der Krone beide treu gedient, aber, Lucian, wir haben hier nun wirklich genug Giftmischer.

Und Margaret: Sicherlich verstehst du, wie ich zu der Kriegergabe stehe, nach allem, was ich durch Juillenne Milone erleiden musste. Außerdem werden wir künftig eine Priesterin mit Kriegergabe im Rat haben, die sich um die Interessen von Bastiansburg kümmern kann.«

Margaret springt auf und schiebt heftig ihren Stuhl zurück. Ihre Hände kommen nicht zum Einsatz, allerdings geschieht es so schnell, dass Katharine nicht sagen kann, ob sie es mit ihrem Geist oder mit dem Fuß bewerkstelligt.

»Eine Priesterin hat keine Gabe«, knurrt sie. »Rho Murtras Stimme wird dem Tempel dienen, und niemandem sonst.«

»Ganz genau«, stimmt Lucian Marlowe zu. »Soll dein Rat tatsächlich nur aus Arrons und Priesterinnen bestehen?«

»Oh nein«, erwidert Katharine betont. »Renata und Paola Vend bleiben im Rat. Den letzten Platz wird Allegra Arron freimachen.«

Fassungslos reißt Allegra den Mund auf. Ihr Blick huscht zu ihrem Bruder Lucian, aber der weicht ihm aus, weshalb sie schließlich aufsteht und ergeben den Kopf neigt – so tief, dass Katharine den eisblonden Dutt auf ihrem Hinterkopf bewundern kann. Sie hat große Ähnlichkeit mit Natalia. Was ein weiterer Grund dafür ist, warum Allegra gehen muss.

»Werdet ihr bleiben, bis meine neuen Ratsmitglieder eintreffen?«, fragt Katharine die drei.

Lucian Marlowe und Allegra nicken, doch Margaret schlägt mit der Faust auf den Tisch.

»Soll ich vielleicht noch meinen Stuhl für die Priesterin polieren? Oder sie im Volroy herumführen? So kann

man nicht herrschen. Du gestattest dem Tempel einfach, sich im Rat breitzumachen! Und gleichzeitig behältst du deinen Lustknaben an deiner Seite – als wärst du ernsthaft an seinen Ratschlägen interessiert.«

Katharines Hand wandert zu ihrem Stiefel.

»Wachen!«, ruft Genevieve, aber da ist Katharine bereits aufgesprungen und wirft eines ihrer mit Gift bestrichenen Messer nach Margaret. Die Waffe hat so viel Schwung, dass sie sich tief in die Tischplatte gräbt.

»Ich brauche keine Wachen«, sagt sie leise, während sie ein zweites Messer in ihre Hand gleiten lässt.

»Das erste war eine Warnung, Margaret. Das nächste bohrt sich direkt in dein Herz.«

Bastiansburg

Jules Milone stützt sich mit beiden Händen auf der Stadtmauer ab. Die Steine fühlen sich rau an, und warm von der Sonne, obwohl sie nun, nach Einbruch der Dämmerung, langsam abkühlen. Unter ihr breiten sich die grauen Schatten über Strand und Meer aus. Das Geräusch der Wellen und der salzige Geruch sind ein wenig wie zu Hause, aber das ist auch das Einzige. In Bastiansburg ist der Wind zahmer, und der Strand besteht nicht aus dunklem Sand und flachen schwarzen Felsen, auf denen Robben schlafen, sondern aus rötlichen und weißen Steinen, die von der Flut glattgeschliffen wurden. Es ist hübsch hier. Aber es ist eben nicht Wolfsquell.

Ihre Tiervertraute, die Berglöwin Camden, schmiegt sich so fest an ihren Rücken, dass sie richtiggehend gegen die Mauer gepresst wird. Schnell vergräbt Jules die Finger in dem weichen goldbraunen Fell der Raubkatze.

Sie werden auf ihrem Spaziergang von Emilia Vatos begleitet, der ältesten Tochter des Kriegerclans, der seit Menschengedenken in Bastiansburg das Sagen hat. Emilia mustert die Berglöwin stirnrunzelnd. Ihr wäre es lieber gewesen, das Tier wäre nicht mitgekommen, sondern in einem Versteck geblieben. Aber Jules ist eine Naturbegabte, die Früchte reifen lassen und Fische in

ihr Netz locken kann. Und sie mag es nicht, ohne ihren Berglöwen unterwegs zu sein.

Camden erhebt sich auf die Hinterbeine und stützt sich mit der gesunden Vorderpfote auf der Mauer ab, um wie Jules auf die Wellen hinabschauen zu können. Doch die zieht sie schnell wieder runter, wobei sie sorgfältig darauf achtet, nicht das Schultergelenk der Raubkatze zu belasten, das im vergangenen Winter bei einem Bärenangriff verletzt wurde.

»Ist schon gut«, winkt Emilia ab. »Hier ist keiner, und solange sie die Sonne im Rücken hat, werden die Leute sie für einen großen Hund halten.«

Camden legt skeptisch den Kopf schief, als wollte sie sagen: *Ich ein Hund? Aber klar doch.* Dann schlägt sie spielerisch nach Emilia, als diese geschickt auf die Mauer springt. Jules schnappt erschrocken nach Luft. Die Mauer ist ziemlich hoch, und im Abgrund darunter warten wenig freundliche Felsen.

»Lass das«, empört sich Jules.

»Was denn?«

»Da so raufzuspringen. Du machst mich ganz nervös.«

Emilia zieht kurz die Augenbrauen hoch und hüpfte dann von Stein zu Stein, bevor sie auf einem Fuß herumwirbelt.

»Du kannst so nervös werden, wie du willst. Aber ich laufe auf diesen Mauern herum, seit ich neun bin. Die Kriegergabe stärkt unseren Gleichgewichtssinn. Du kannst das genauso gut wie ich, vielleicht sogar besser. Schneller.« Als sie Jules' skeptische Miene sieht, grinst sie breit. »Beziehungsweise du könntest es, wenn deine Mutter deine Kriegergabe nicht mit niederer Magie gebunden hätte.«

Damit wirbelt sie davon und stürzt sich in einen imaginären Kampf mit Schwert und Dolch. Ihre Bewegungen haben die Leichtigkeit eines Vogels. Oder einer Katze.

Vielleicht könnte Jules das tatsächlich ebenso gut wie Emilia. Schließlich ist sie mit dem Fluch der Pluralität geschlagen. In ihr schlummern zwei Gaben, die für Natur und die für den Krieg.

»Hätte Madrigal den Fluch nicht gebunden, wäre ich dem Wahnsinn verfallen und vor langer Zeit ersäuft worden.«

»Trotzdem kannst du deine Kriegergabe inzwischen nutzen. Sie ist schwach, aber eindeutig da. Dann wärest du vielleicht schon die ganze Zeit unversehrt geblieben.« Wieder wirbelt Emilia herum und zielt mit ihrem Fantasieschwert auf Jules' Kehle. »Vielleicht ist dieser so genannte Fluch und der Wahnsinn nichts weiter als eine Lüge, die vom Tempel verbreitet wurde.«

»Warum sollten die so etwas tun?«

»Damit niemand je so mächtig wird, wie du es sein könntest.«

Jules kneift wenig überzeugt die Augen zusammen, und Emilia fährt achselzuckend fort: »Anscheinend bist du der Meinung, dass es das Risiko nicht wert ist. Na schön. Du verfügst über die Gabe des Krieges, egal, wie abgeschwächt, also werde ich dich auch weiterhin verstecken. Bis du dich irgendwann nicht mehr verstecken willst.«

Auf den Zehen balancierend hüpfte Emilia zum nächsten Stein. Der ist allerdings lose, sodass sie gefährlich zu schwanken beginnt.

»Emilia!«

Grinsend lässt die Kriegerin die Arme sinken.

»Ich wusste, dass er wackelt«, erklärt sie und kichert belustigt, als sie Jules' finsternen Blick bemerkt. »Ich kenne jeden Zentimeter dieser Mauer, jeden Riss im Mörtel, jedes Quietschen der Tore. Und ich hasse es.«

»Wieso hasst du es?« Jules lässt den Blick über die Stadt schweifen, die von der untergehenden Sonne in scharf abgegrenzte Licht- und Schattenflecken unterteilt wird. Für sie ist sie voller Wunder, klar strukturiert und gut befestigt. Alle Häuser wurden aus grauen Ziegeln und Holz errichtet. Die Stände auf dem Markt sind mit roten Stoffbahnen überdacht, deren Farbe so vielfältig ist wie das Warenangebot, je nachdem, wie stark sie im Laufe der Jahre ausgebleicht sind.

»Ich liebe Bastiansburg«, beteuert Emilia und springt zu Jules hinunter. »Aber ich hasse diese Mauer. Aufgrund unserer Gabe halten wir sie instand, einfach weil es unsere Art ist, stets auf alles vorbereitet zu sein. Aber seit wir den Nebel haben, braucht man keine Mauern mehr. So isoliert sie uns einfach nur.« Mit geballten Fäusten hämmert sie auf die Steine ein. »Bis wir irgendwann vergessen haben, dass es auf der Insel noch mehr gibt als nur uns. Die Mauer verleitet die Leute dazu, gleichgültig zu werden, faul in ihrem Gefühl der Sicherheit. Wen interessiert es schon, dass die Gabe sich immer weiter abschwächt? Wen interessiert es schon, dass wieder einmal eine Giftmischerin die Krone trägt?« Sie sieht zu, wie Jules mit dem Finger die Mauerfugen nachzieht. »In Wolfsquell gibt es vermutlich überhaupt keine Mauern.«

»Zumindest keine solchen.« Nur Holzzäune oder hübsch aufgestapelte Steine, mit denen die Grenzverläufe zwischen den einzelnen Höfen markiert werden.

Über die kann jedes Pferd mühelos hinwegsetzen, mit genügend Anlauf sogar ein Mensch. »Als wir nach Indridskamm geritten sind, um Mirabella bei dem Duell gegen Katharine beizustehen, sind wir an den Überresten der ehemaligen Stadtmauer der Hauptstadt vorbeigekommen. Sie waren mit so vielen Flechten und Ranken überwuchert, dass sie kaum noch zu erkennen waren. Etwas wie das hier gibt es sonst nirgendwo auf der Insel. Das ist nicht einmal mit dem Befestigungswall des Volroy zu vergleichen.«

»Angeblich gibt es in Sonnenmulde noch einen ganz anständigen Grenzwall«, seufzt Emilia. »Die Seher sind aber auch verdammt paranoid. Wirst du denn jetzt endlich tun, wofür du hergekommen bist, oder nicht?«

»Können wir zum Strand runtergehen?«

»Heute nicht, ich habe keine Späher vorgeschickt. Irgendwo in den Dünen könnten Leute unterwegs sein, die dich oder deine Katze erkennen und den Volroy benachrichtigen würden. Je länger die Giftmischerkönigin glaubt, du wärst noch bei ihren Schwestern auf dem Boot, desto besser.«

»Ja, je länger, desto besser.« Jules zieht eine silberne Schere aus ihrer Tasche. »Wie wäre es mit für immer?«

»Nichts hält ewig. Warum willst du eigentlich an den Strand runter?«

Langsam zieht Jules ihren langen braunen Zopf über die Schulter nach vorne.

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich, um ihn ins Meer zu werfen.«

Emilia lacht laut auf.

»Sind alle Naturbegabten so sentimental?« Sie zeigt zu den roten und weißen Steinen hinunter. »Wirf ihn

einfach irgendwohin. Die Seeschwalben werden sich einzelne Strähnen holen, um ihre Nester damit auszu-polstern. Das müsste dir doch gefallen. Obwohl du es eigentlich gar nicht tun musst. Dieser Zopf ist so ziemlich das Letzte, was dich verrät. Viel eher werden es deine zweifarbigen Augen tun.« Mit einem Nicken zu Camden ergänzt sie: »Oder die da.«

»Ich werde Camden niemals wegschicken, du kannst dir deine Seitenhiebe also sparen«, faucht Jules.

»Das sind keine Seitenhiebe. Ich mag sie. Nur eine naturbegabte Kriegerin kann einen so wilden Tiervertrauten haben. Und jetzt mach endlich.«

Jules streicht über das Ende des Zopfes. Kurz fragt sie sich, wie lang Emilias schwarzes Haar wohl ist. Sie fri-siert es immer auf dieselbe Weise: in zwei eng gedreh-ten Knoten weit unten im Nacken.

Schnell legt sie den Zopf zwischen die Scherenklin-gen, die sie knapp unterhalb des Kinns platziert. Arsinoe hat das früher auch immer getan. Jedes Jahr hat sie die nachwachsenden Haare abgesäubelt, um nur ja nicht dem eleganten, gepflegten Schönheitsideal zu entsprechen, das von einer Königin erwartet wurde. Einmal wurde das Ganze so schief, dass es hinterher aussah, als würde ihr Kopf schief hängen. Ihre Arsinoe. Bestimmt wäre sie jetzt stolz.

Jules holt noch einmal tief Luft, dann schneidet sie den Zopf ab und schleudert ihn so weit wie möglich auf das Meer hinaus, auf dem ihre Freundin davonge-segelt ist.

Das Haus der Familie Vatroš liegt im südöstlichen Teil der Stadt, dicht an die Mauer geschmiegt. Es ist groß,

verfügt über mehrere Stockwerke und viele, mit braunen Läden versehene Fenster. Die Dachschindeln leuchten in tiefem Rot. Und es ist alt, manche Teile sogar so alt, dass sie aus denselben grauen Steinen erbaut wurden wie die Stadtmauer. Die neueren Anbauten hingegen sind weiß. Es gehört zu den prächtigsten Häusern in Bastiansburg, die für Jules allerdings alle sehr schön aussehen. Schließlich ist sie eher an Holzhütten gewöhnt, deren Farbe durch die feuchte, salzige Meerluft ausgebleicht wurde. Auch wenn die Kriegergabe im Laufe der Jahrhunderte an Kraft verloren hat, gibt man sich hier alle Mühe, es nicht danach aussehen zu lassen. Erst bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass das Mauerwerk an vielen Stellen geflickt ist – genau wie die Kleidung der Bewohner.

»Angriff mit halber Kraft.«

Emilia lässt den Kampfstock herumwirbeln. Eine klug konstruierte Waffe: Der feste, gut geölte Holzstab lässt sich im Handumdrehen auseinandernehmen und so in zwei kürzere Stöcke aufteilen, mit denen man beidhändig angreifen kann.

Jules gehorcht, auch wenn der Stock schwer in ihren ungeschickten Händen liegt. Doch es gelingen ihr zwei Tiefschläge, die auf Emilias Beine abzielen, bevor sie deren Angriffe abblocken und schließlich ausweichen muss, als die Waffe auf ihre Brust zielt. Das knappe Nicken ist die einzige Form von Lob, die von Emilia zu erwarten ist.

»Du verlangst nie, dass ich meine Kriegergabe einsetze«, stellt Jules fest. »Und du sagst mir auch nie, wann ich das am besten tun sollte.«

»Du wirst sie einsetzen, wenn du so weit bist.« Emilia

zerlegt ihren Kampfstab. »Und dann wirst du es auch wissen.« Sie greift wieder an, noch immer mit reduzierter Geschwindigkeit, aber selbst so sind Jules' Arme nicht schnell genug. Mit einem lauten Knall prallen die Stöcke aufeinander.

»Obwohl sie sich natürlich leichter zeigen würde, wenn du deine Mutter dazu bringst, die Bindung aufzuheben.«

Jules lässt ihre Waffe sinken, dehnt kurz die Finger und schiebt sich die Haare hinter die Ohren. Als sie sich von ihrem Zopf getrennt hat, sind sie etwas zu kurz geworden, sodass sie sich jetzt nicht mehr ganz zusammenbinden lassen. Das gefällt ihr nicht. Camden auch nicht. Die Berglöwin leckt abends im Bett immer über ihre Haare, als könnten sie so wieder zu einem Zopf zusammengeklebt werden.

»Hör auf, mich damit zu nerven«, knurrt Jules.

»Ist doch nur Spaß.«

Aber das stimmt nicht. Zumindest nicht ganz. Jules reibt sich das vom Gift geschwächte Bein, das wieder einmal schmerzt. Egal, ob mit oder ohne Gabe, aufgrund dieser alten Verletzung wird aus ihr vielleicht niemals die Kriegerin werden, die Emilia sich erhofft.

»Komm schon«, fordert die. »Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

Sie stellen sich für die nächste Runde auf. Nein, den ganzen Tag haben sie nicht zur Verfügung, aber doch einen Großteil davon. Hell und heiß brennt die Nachmittagssonne auf Jules herab. Emilias dunkle Haare glänzen wie ein Spiegel; bei ihrem Geschick im Kampf wird sie sicher bald herausfinden, wie sie Jules damit blenden kann.

Während sie sich umkreisen, huscht Jules' Blick kurz zu dem einzigen Baum hier in dem krude ummauerten Innenhof hinüber. Seine Krone ist nicht so dicht, wie sie es im Hochsommer sein könnte und sollte. Das könnte sie problemlos ändern und innerhalb von Sekunden jede Menge Blätter sprießen lassen. Dann hätten sie etwas Schatten, was Emilia vielleicht lange genug ablenken würde, damit Jules einen anständigen Treffer landen kann.

»Es stimmt, ich verlange nie, dass du deine Kriegergabe einsetzt«, nimmt Emilia den Faden wieder auf, so dass Jules sich ihr zuwendet. »Aber du setzt auch nie deine Naturbegabtalente ein. Wieso nicht? Meinst du, andere Gaben wären bei uns nicht gern gesehen?«

Sie schlägt zweimal zu, beide Angriffe kann Jules abwehren.

»Eigentlich nicht.«

»Eigentlich nicht«, wiederholt Emilia betont. »Normalerweise nicht, meinst du. Aber bei dir schon, wegen des Fluches der Pluralität.« Mit einer mühelosen Bewegung schwingt sie ihren Stab gegen Jules' Stirn. Hinter ihr stößt Camden ein leises Grollen aus.

»Kannst du mir das verdenken?«, wehrt sich Jules. »Sogar meine eigene Familie hatte Angst vor dem Fluch. Die Bewohner meiner Heimatstadt haben sich deswegen von mir abgewandt. Ich begreife immer noch nicht, warum du und die Krieger es nicht tun.«

»Wir sehen darüber hinweg, weil du Erstaunliches geleistet hast. Und noch viel Größeres leisten wirst. Du hast der schwächlichen Königin Kraft gegeben.« Als Jules wütend die Augen zusammenkneift, fügt sie schnell hinzu: »Arsinoe. Und selbst in gebundenem Zustand ist

deine Kriegergabe ebenso stark wie meine. Du könntest sie hier und jetzt einsetzen. Könntest meine Waffe beiseiteschlagen, wenn du es wolltest. Wenn du dich traust.«

Ein konzentriertes Funkeln tritt in Emilias Augen, und ohne Vorwarnung geht sie auf Jules los. Mit voller Kraft und ungedrosselter Geschwindigkeit treibt sie Jules vor sich her, nutzt ihre antrainierten Fähigkeiten, um sie so lange zu bedrängen, bis ihr die Knie zittern. Als ihre Fersen hektisch über den Kiesweg rutschen, regt sich leiser Zorn in Jules.

Sie weicht aus und wirbelt herum, während Emilia weiter angreift. Dann wartet sie ab, bis sie genau richtig steht und Emilia sich so dreht, dass sie Camden aus den Augen verliert.

Jules schlägt mit aller Kraft zu, gleichzeitig katapultiert sich Camden in die Höhe. Die Raubkatze hat bereits in Lauerstellung gewartet und reißt Emilia nun von den Füßen, sodass sie auf dem Rasen landet.

»Autsch!«, ächzt Emilia und rollt sich auf den Rücken, sodass sie Jules und die Berglöwin sehen kann, die stumm auf sie herabblicken. Einen Moment lang presst sie die Kiefer aufeinander, und trotz ihrer Sonnenbräune färben sich ihre Wangen rot. Dann lacht sie. »Alles klar.« Liebevoll packt sie Camdens Fell und klopft ihr den Brustkorb. »Solange du sie hast, brauchst du keine Kriegergabe.«

Emilia wirft Jules einen der leichten roten Umhänge zu, die sonst von den Dienstboten getragen werden.

»Wo gehen wir hin?«, erkundigt sich Jules. Nachdem sie den ganzen Nachmittag trainiert haben, steht ihr

eigentlich nicht der Sinn danach, noch einmal wegzu-gehen. Viel lieber beschränkt sie sich auf eine Schüssel mit heißem Eintopf und ihr gemütliches Bett.

»Drüben im Gasthaus tritt momentan eine Bardin auf. Vater hat mir erzählt, dass sie das Lied von Königin Aethiel kennt, das würde ich mir gerne anhören.«

»Kannst du nicht ohne uns gehen? Ich würde bestimmt nur über meinem Bier einschlafen, und ich möchte die Bardin nicht beleidigen.«

»Nein, ich kann nicht ohne dich gehen«, erwidert Emilia. »Aber Camden bleibt natürlich hier. Dort sind zu viele Menschen, denen wir nicht trauen können. Wir bringen ihr stattdessen eine schöne, fette Lammhaxe mit.«

Camden hebt gerade mal lange genug den Kopf von den Pfoten, um ausgiebig zu gähnen. Eine Lammhaxe und ein ruhiges Plätzchen sind ihr im Moment gerade recht.

Während Jules an Emilias Seite durch die Stadt läuft, zieht sie sich die Kapuze des Umhangs möglichst weit in die Stirn, um ihre Augen zu verbergen. So ziemlich alle Passanten grüßen Emilia im Vorbeigehen, entweder mit einem Nicken, oder indem sie den Blick senken. Die älteste Tochter des Hauses Vatros ist in der ganzen Stadt bekannt und wird allein schon an der Haltung ihres Kopfes oder dem energischen Schritt erkannt. Man verehrt sie hier, fast so wie Jules in Wolfsquell verehrt wurde, bevor die Sache mit dem Fluch bekannt wurde. Würde sie heute dorthin zurückkehren, würden dieselben Menschen sie in Fesseln legen und nach Indridskamm schleifen.

Als sie das Gasthaus erreichen, ist es schon ziemlich

voll und die Bardin hat bereits angefangen. Emilia runzelt irritiert die Stirn. Aber die langen, größtenteils gesprochenen Lieder ziehen sich meist bis tief in die Nacht hin, mit wechselndem Publikum, da viele nur so lange bleiben, bis sie ihre Lieblingsstellen gehört haben.

»Das ist nicht einmal das Lied über Aethiel«, stellt Emilia fest. »Es ist die Rüstungsstrophe des Liedes über Königin Philomene, die ist endlos lang. Ich hole uns erstmal ein Bier und etwas zu essen.«

In dem warmen Gasträum streift Jules ihre Kapuze ab. Hier achtet sowieso niemand auf sie, alle sehen zu der Bardin hinüber, die in einer goldbestickten Tunika neben dem Kamin steht. Die Frau ist jünger als alle Barden, die Jules je gesehen hat, allerdings waren das auch nicht viele. Nach Wolfsquell hat sich kaum mal einer verirrt, vermutlich weil sie es leid waren, jeden Abend immer nur das Lied über Königin Bernadine und ihren Wolf zu singen. Die Bardin hier trägt einen leichten Mantel, ähnlich dem roten Umhang, den Jules übergestreift hat. Mit melodioser Stimme rezitiert sie die Strophe, in der es nur um Rüstzeug geht: Beinschienen, Messer, Lederpanzer – Stück für Stück wird die Kriegerkönigin aus alten Zeiten für die Schlacht eingekleidet.

Jules entdeckt ganz hinten an der Wand einen freien Tisch und setzt sich. Als Emilia schließlich mit zwei Gläsern Bier zu ihr stößt, ist die Bardin bei der Beschreibung der unbezähmbaren Armee der Königin angekommen.

»Was gibt es zu essen?«, will Jules wissen.

»Lammhaxe, wie ich bereits sagte. Mit gekochtem Gemüse. Wir essen, bis wir satt sind, und bringen den Rest dann deinem Kätzchen mit.« Emilia sieht sich kurz im Raum um, bevor sie sich auf die Bardin konzentriert.

»Wenn sie in dem Tempo weitermacht, schafft sie Aethiel auf keinen Fall. Vielleicht können wir sie an unseren Tisch holen, wenn sie eine Essenspause macht, und kriegen so ein paar Verse zu hören.«

»Oder du wartest einfach ab. Immerhin wird sie so lange in der Stadt bleiben, wie es Menschen gibt, die sie bezahlen können. Außerdem will ich nicht, dass sie in meine Nähe kommt. Barden reisen über die ganze Insel, sie könnte mich erkennen.«

»Selbst wenn, würde sie nichts sagen. Barden sind ein erstaunlich verschwiegenes Völkchen, auch wenn sie die ganze Zeit sprechen.«

»Woher weißt du das?«

Emilia zieht die Augenbrauen hoch. »Na ja, bislang musste ich noch nie einem die Zunge rausschneiden.«

Das Essen wird serviert, eine große Platte mit einer ganzen Lammhaxe auf Gemüsebett mit Bratkartoffeln.

»Danke, Benji.« Emilia nickt dem blonden Jungen zu, der eines Tages das Gasthaus übernehmen wird.

»Eine ganze Haxe für zwei«, stellt der fest. »Hätte nie gedacht, dass so ein kleines Persönchen einen solchen Appetit hat.«

Jules sieht kurz hoch und stellt fest, dass er sie offen anlächelt. Schnell senkt sie wieder den Blick.

»Mein Magen ist alles andere als klein«, antwortet sie.

»Na dann, lasst es euch schmecken. Ich bringe euch noch Bier.«

»Er interessiert sich für dich«, resümiert Emilia, doch Jules reagiert nicht. Sie ist keine sehr angenehme Gesellschaft, tut so, als würde sie der Bardin zuhören, und redet nur, wenn es sich nicht vermeiden lässt. Vermutlich ist sie schon seit ihrer Ankunft hier in Bastiansburg so

ein Trauerkloß. Aber es ist eben schwer, fröhlich zu sein, wenn sie bei jeder Mahlzeit an Arsinoe denken muss, deren Appetit fast schon legendär war. Und wenn jeder Junge mit einem verschmitzten Grinsen sie an Joseph erinnert, bis ihr dann wieder einfällt, dass er ja tot ist.

Als sie sich zwingt, wieder zu der Bardin hinüberzuschauen, stellt sie fest, dass die Frau ihr direkt ins Gesicht sieht, während sie gerade den Überfall auf die niedergebrannte Stadt beschreibt. Wütend starrt Jules zurück, obwohl sie gar nicht weiß, was sie eigentlich so reizt. Dann wendet die Frau ganz leicht den Kopf, und Jules bemerkt die breite weiße Strähne in ihrem Haar, die zu einem kleinen Zopf geflochten ist. Wie ein eisiger Fluss blitzt er zwischen ihren blonden Locken auf.

Weißer Strähnen dieser Art sind das bekannteste Merkmal der Seher.

»Das ist nicht nur irgendeine Bardin«, flüstert sie. »Emilia, was hast du vor?«

Emilia streitet es nicht einmal ab, sie ist sich keiner Schuld bewusst.

»Zwischen Kriegen und Sehern gab es schon immer eine starke Verbindung. Deshalb wussten wir auch, wann wir euch beim Duell der Königinnen zu Hilfe kommen mussten. Und nun werden wir herausfinden, was die Göttin mit dir vorhat. Was denn? Hast du etwa gedacht, wir würden dich einfach bis in alle Ewigkeit hier verstecken? Wie eine Gefangene?«

Jules beobachtet, wie die Bardin sich mit einer Verbeugung von ihrem Publikum verabschiedet, um etwas zu essen und ein wenig Wein zu trinken. »Du hast doch gesagt, ich wäre euch willkommen, solange es nötig ist«, murmelt Jules.

Die Bardin bleibt vor ihrem Tisch stehen.

»Emilia Vatos, es freut mich, dich wiederzusehen.«

»Ebenfalls, Mathilde. Bitte, setz dich doch. Iss und trink mit uns. Wie du siehst, haben wir mehr als genug.«

»Ihr kennt euch sogar«, stellt Jules fest, als Mathilde Platz nimmt. Aus der Nähe ist die Frau noch schöner: höchstens zwanzig, mit dichten blonden Locken. Der weiße Zopf darin ist so auffällig, dass Jules sich fragt, warum sie ihn nicht sofort bemerkt hat.

Emilia zieht ein Messer aus dem Gürtel und schneidet eine dicke Fleischscheibe von der Haxe, um sie dann zusammen mit Gemüse und Kartoffeln auf einen Teller zu schieben. Benji taucht mit einem Krug Bier und einem dritten Glas auf.

»Ich hätte gerne auch etwas Wein«, sagt Mathilde zu ihm, was er mit einem Nicken registriert, bevor er wieder geht. »Es ist mir eine Ehre, dich kennenzulernen, Juillenne Milone.«

»Ach ja?« Jules bleibt misstrauisch.

»Ja. Aber warum siehst du mich so an, als würdest du mich verabscheuen? Wir haben ja noch kaum ein Wort miteinander gewechselt.«

»Heutzutage traue ich niemandem mehr. Hatte ein schlechtes Jahr.« An Emilia gewandt fügt sie hinzu: »Und sie brüllt meinen Namen laut heraus.«

Emilia und Mathilde sehen sich gelassen an. Wenn doch nur Camden da wäre, um ihnen eine zu verpassen!

»Mir ist klar, dass wir vorsichtig sein müssen«, erklärt Mathilde. »Und mir ist ebenso klar, dass deine Abneigung gegen Seher durch die Prophezeiung bei deiner Geburt hervorgerufen wurde, die den Fluch der Pluralität

vorhersah. Aber diese Prophezeiung hat sich doch als wahr erwiesen, oder nicht?«

»Dass ich mit dem Fluch geschlagen bin, schon. Aber angeblich hat diese Seherin auch gesagt, man solle mich ertränken. Und *das* hat sich nicht bewahrheitet.«

Mathilde zieht stumm die Augenbrauen hoch und neigt leicht den Kopf. Fast als wollte sie sagen: *Mag sein*. Oder auch: *Noch nicht*. »Und sonst hast du nichts weiter gehört?«

»Was gibt es denn sonst noch?«

»Die Details der Vorzeichen kannten wir nicht. Durch die Augen eines anderen Sehers sehen wir nur den trüben Fluch.«

»Dann hast du sie also nicht gekannt?«, hakt Emilia nach. »Die Seherin, die bei Jules' Geburt die Knochen geworfen hat?«

»Ich war noch ein Kind, als Jules geboren wurde. Falls ich ihr in Sonnenmulde mal begegnet bin, so kann ich mich nicht daran erinnern. Was heutzutage wohl für die meisten gelten dürfte. Denn diese Seherin ist damals nicht zurückgekehrt.«

»Was soll das heißen?«, faucht Jules.

»Dass deine Familie die Wahrheit wirklich tief begraben hat.«

Dass sie die Seherin umgebracht haben, will Mathilde damit sagen. Aber Seherin hin oder her, wirklich wissen kann sie es nicht. Das ist bloß eine Vermutung. Eine Unterstellung. Und Jules will sich gar nicht vorstellen, dass Oma Cait, Ellis oder sogar Madrigal einem alten Orakel den Schädel einschlagen könnten.

»Und wie sieht die Wahrheit über mich heute aus? Bist du nicht deswegen hier? Um uns das zu verraten?«

Mathilde nimmt sich ein Stück Fleisch von ihrem Teller. Das Lamm ist so zart, dass man es nicht einmal schneiden muss. Trotzdem scheint es ewig zu dauern, bis sie den Bissen zerkaugt hat. Während sie auf eine Antwort wartet, schwört sich Jules, dass sie kein Wort glauben wird, das aus dem Mund der Seherin kommt. Gleichzeitig hofft sie auf eine Vision, auf Neuigkeiten von Arsinoe und Billy, darüber, wie es ihnen auf dem Festland ergeht. Ist Arsinoe dort glücklich? Ist sie in Sicherheit? Haben sie Joseph anständig bestatten können? Ihr scheint es eine Ewigkeit her zu sein, dass sie sich von ihnen getrennt und sie auf dem Boot kurz vor dem Festland zurückgelassen hat. Der Tag, an dem der Nebel von Fennbirn sie wieder verschluckt und zusammen mit Camden nach Hause gebracht hat.

Selbst Neuigkeiten von Mirabella wären ihr jetzt recht.

»Die Wahrheit über dich liegt noch in der Zukunft«, sagt Mathilde schließlich. »Ich weiß nur, dass du einst Königin warst und es wieder sein könntest. Diese Worte sind wie ein Lied in meinem Kopf aufgetaucht, als ich dich sah.«

Festland

Sobald die Glocke ertönt, hechten die Pferde über die Startlinie und preschen mit trommelnden Hufen los. Arsinoe klammert sich an das Geländer vor ihrem Sitz, sie hängt beinahe quer darüber, als die Tiere mit fliegenden Schweifen vorbeidonnern. Auf jedem der prächtigen Rennpferde klammert sich ein kleiner Mann fest, als ginge es um sein Leben.

»Da kommen sie!«, brüllt sie. »Jetzt biegen sie ein zum ... dieses letzte Stück, von dem du gesprochen hast ...«

»Auf die Zielgerade.« Billy packt sie lachend am Kleid. »Und jetzt komm da runter, bevor du noch in die Reihe unter uns fällst.«

Seufzend stellt sich Arsinoe wieder auf den Boden. Doch sie ist nicht die Einzige, die es von ihrem Platz gerissen hat: Viele andere sind ebenfalls aufgestanden, um zu applaudieren oder sich diese praktischen kleinen Vergrößerungsgläser vor die Augen zu halten. Sogar Mirabella steht und drängt sich in der Aufregung von der anderen Seite so eng an Billy, dass der zwischen den beiden Schwestern kaum noch Luft bekommt.

»Auch wenn es spannend ist«, stellt Arsinoe fest, »macht es dort unten direkt an der Bahn bestimmt noch mehr Spaß.« Mit einem tiefen Atemzug nimmt sie den

Duft von gerösteten Kastanien in sich auf, und prompt fängt ihr Magen an zu knurren.

»Dort ist die Sicht vermutlich nicht so gut«, widerspricht Mirabella, was Billy nickend bestätigt. Sein Vater zahlt jedes Jahr viel Geld für diese schönen Plätze, zumindest hat er ihnen das auf dem Weg hierher gesagt.

»Und wie wäre es dann auf dem Pferderücken?«

»Frauen dürfen nicht mitreiten«, erklärt Billy, was Arsinoe mit einem gereizten Stirnrunzeln quittiert. Die müssten nur einmal Jules auf einem Pferd sehen, dann würden sie ihre Meinung sofort ändern. Die kleine, drahtige Jules lenkt ihr Pferd selbst in einer dichten Herde so geschickt, als wäre sie mit ihm verschmolzen.

Unten auf der Bahn überqueren die Pferde, begleitet von Jubel und enttäuschtem Stöhnen, die Ziellinie. Es war das letzte Rennen des Tages, und keines der Pferde, auf die sie gesetzt haben, hat gewonnen. Trotzdem erheben sich die drei nun lächelnd von ihren Plätzen. Arsinoe greift mit der Linken nach Billys Hand und zieht mit der Rechten Mirabella hinter sich her. Während sie von den Rängen hinunterdrängen, schiebt sich der Rock ihres schlecht sitzenden grauen Kleides immer wieder an der Hose hinauf, die sie darunter trägt. Aber sie weigert sich standhaft, sie wegzulassen. Mirabella hingegen sieht in ihrem weißen Kleid mit den weiten Ärmeln und dem Spitzenkragen einfach zauberhaft aus. Früher, auf der Insel, haben sie nie etwas anderes getragen als Schwarz, Mirabella höchstens einmal ein paar farbige Schmuckstücke. Doch mit ihrer natürlichen Schönheit sieht sie einfach in allem gut aus.

Wieder holt Arsinoe tief Luft. Es tut gut, einmal draußen zu sein, auch wenn sie in der warmen Stadtluft

das Meer nicht riechen kann. Manchmal wirkt das Reihenhaus von Billys Familie – auch wenn es ein wirklich prächtiger Ziegelbau ist – extrem beengend auf sie. Als sie mitten in der Menschenmenge auf die Straße hinaustreten, rempelt Arsinoe aus Versehen jemanden an. Noch bevor sie sich entschuldigen kann, weicht der Mann beim Anblick ihrer Narben entsetzt zurück. Die breiten Linien ziehen sich noch immer leuchtend rosa über ihre Wange. Billy ballt die Fäuste, und Mirabella setzt zu einem Kommentar an, aber Arsinoe zieht die beiden schnell weiter.

»Vergesst es einfach. Gehen wir.« Sie befolgen ihren Rat, positionieren sich aber noch dichter neben beziehungsweise vor ihr, Schulter an Schulter, und warnen mit ihren finsternen Mienen alle davor, ihr zu nahe zu treten. »Gute Göttin«, lacht Arsinoe. »Ihr seid ja fast so schlimm wie Jules.«

Im dichten Gedränge gehen sie weiter und beobachten die Kutschen und Droschken, die an ihnen vorbeifahren. Hier ist sogar noch mehr los als auf der Hauptstraße von Indridskamm, und der Verkehr scheint nie zum Stillstand zu kommen. Eine der Droschken wird von einem vollkommen abgemagerten Pferd gezogen, dessen Rücken schon blutig geschlagen ist.

»Hey, mach mal langsam!«, ruft Arsinoe dem Fahrer zu, aber der grinst nur höhnisch.

»Wenn ich jetzt meine Blitze zur Verfügung hätte ...«, murmelt Mirabella. »Oder mein Feuer. Dann würde ich ihm ein nettes Flämmchen in die Hosentasche schieben.« Aber sie tut es nicht. So weit von der Insel entfernt sind ihre Gaben schwach geworden und werden irgendwann ganz schwinden. Selbst wenn Arsinoe tatsächlich

eine Naturbegabte und keine Giftmischerin wäre, würde es vermutlich nicht einmal mehr ausreichen, um das arme Pferd zu stärken.

Billy schüttelt den Kopf. »Jetzt erzählt mir nicht, dass die Pferde auf Fennbirn nie misshandelt werden.« Doch sein Blick wird leicht glasig, als er versucht, sich an ein Beispiel zu erinnern. Selbst in der hektischen Hauptstadt der Insel sorgte der Respekt vor den Naturbegabten dafür, dass es nie zum Schlimmsten kam.

Arsinoe stößt einen lauten Fluch aus, als sie von hinten gerammt wird. Ob sie sich je an diese Menschenmengen gewöhnen wird, ist fraglich. Und irgendwie wird immer nur sie herumgeschubst. Mirabella hat noch immer etwas so Königliches an sich, dass ihr niemand zu nahe kommt.

»Oh nein«, stöhnt Billy. Sie haben ihre Straße erreicht und können zwischen den anderen großartigen roten Ziegelhäusern mit den schmiedeeisernen Toren und den weißen Eingangsstufen auch das Heim von Billy sehen. Allerdings hat sich vor der Tür eine Gruppe junger Mädchen in bunten Kleidern versammelt. Alle Schattierungen sind vertreten, von zartem Rosa über Grün bis zu hellem Gelb. Das kann nur Christine Hollen sein, die Tochter des Gouverneurs, wie immer umgeben von ihren aufgetakelten Freundinnen.

Nachdenklich sieht Arsinoe zu dem Fenster im zweiten Stock hinauf, hinter dem das Zimmer liegt, das sie sich mit Mirabella teilt. Zwar hätte in dem dreistöckigen Stadthaus auch jede ein eigenes Zimmer haben können, aber als sie und Mirabella nach dem Sturm zitternd und durchnässt auf dem Festland angekommen waren, hatten sie sich aneinander festgeklammert und schlicht

geweigert, sich zu trennen. Also hatte Billys Mutter – Mrs. Chatworth – sie in einem der größeren Gästezimmer untergebracht.

»Ich weiß nicht, ob ich das heute ertrage«, sagt Arsinoe leise. Christine Hollen hatte Billy offenbar zum Objekt ihrer romantischen Absichten auserkoren, während er auf der Insel war, und von diesem Ziel lässt sie sich auch durch Arsinoes Anwesenheit nicht abbringen. Muss sie auch nur eine weitere Teestunde überstehen, in der sie zusehen muss, wie Christine an Billy herumtatscht, wird sie vermutlich auf eine Weise reagieren, die Mrs. Chatworth als höchst undamenhaft bezeichnen würde. So gar noch undamenhafter als gewöhnlich.

»Wir können wohl nicht an der Fassade hochklettern und durch unser Fenster einsteigen?«

»Nicht, ohne entdeckt zu werden«, antwortet Mirabella grinsend. Sanft berührt sie Arsinoe an der Schulter. »Geh ruhig. Verschwinde einfach für eine Weile, bis sie wieder weg sind.«

»Was?«

»Äh, genau: Was?«, schaltet sich Billy ein. »Ich will ganz bestimmt nicht mit meiner Mutter und Christine allein bleiben. Wenn du jetzt gehst, Arsinoe, werde ich bei deiner Rückkehr vermutlich geknebelt und zwangsverlobt sein.«

»Geh«, wiederholt Mirabella bestimmt. »Vielleicht ... vielleicht gehst du Joseph besuchen.«

»Meinst du das ernst?«, hakt Arsinoe nach.

»Natürlich. Warum einen so schönen Tag verderben?«

»Und was ist mit Miss Hollen und den Gouverneursgänsen?«

Mirabella stellt sich dicht neben Billy und hakt sich

bei ihm ein. Eine ganz simple Geste, gepaart mit einer subtilen Änderung ihrer Haltung: Ihre Hüfte verschiebt sich leicht, ihr Kopf neigt sich ... schon hält jeder Beobachter sie und Billy für ein schwer verliebtes Pärchen. Na ja, das heißt, wenn man Billys geschockten Gesichtsausdruck außer Acht lässt.

»Christine Hollen kannst du ruhig mir überlassen.«

Arsinoe schaut noch einmal zu den Mädchen hinüber. Sie alle würde Mrs. Chatworth nur zu gerne in ihrem Haus willkommen heißen und mit ihrem Sohn verheiraten. Sie sind so ganz anders als die merkwürdigen Fremden, die sie bei sich aufgenommen hat. Diese Mädchen tragen anständige Kleider und haben keine verstörenden Narben im Gesicht. Insbesondere Christine Hollen gehört zu den schönsten Menschen, die Arsinoe je gesehen hat: goldblondes Haar, weiche Pfirsichhaut, ein betörendes Lächeln. Dass sie noch dazu unverschämt reich ist, macht die Sache endgültig total ungerecht.

Arsinoe schenkt ihrer Schwester ein dankbares Lächeln. »Die arme Christine hat keine Chance.«

Um auf ihrem Weg durch die Stadt die prachtvollen Wohnviertel zu meiden, wählt Arsinoe kleine Sträßchen und enge Gassen. Für sie ist es eine echte Erleichterung, dass ihr ein weiteres qualvolles Treffen mit Christine erspart bleibt, die sie immer mustert, als wäre sie nichts weiter als ein unbedeutendes Insekt – falls sie ihre Anwesenheit überhaupt zur Kenntnis nimmt. Doch je weiter sie sich von dem Haus entfernt, desto mehr schlägt diese Erleichterung in Trotz um. In ihrem grauen sackartigen Kleid, ohne Freunde oder Familie (Billy und Mirabella ausgenommen), ohne Vermögen

oder Zukunftsaussichten ist sie einer Christine Hollen nicht gewachsen. Unter anderen Umständen allerdings schon – wenn sie noch sie selbst wäre, in schwarzer Hose und Hemd, mit ihrer wilden schwarz-roten Maske, hinter der sie ihre Narben verstecken kann. Wenn sie noch eine Königin wäre.

Immer schneller läuft sie durch die Straßen, auf direktem Weg zu Joseph. Sie achtet nicht auf die Blicke der Menschen. Hier wird sie schon allein deshalb angestarrt, weil sie rennt. Weil sie als Frau ganz allein unterwegs ist, ohne einen hilfreichen Begleiter oder auch nur einen Sonnenschirm.

Sie hätte nicht allein losziehen sollen. Nein, sie hätte besser bleiben und ihren Tee hinunterwürgen sollen. Denn nur wenn sie allein ist, wird sie von Zweifeln überfallen, von dem Gefühl, dass sie nicht hierhergehört. Und dass sich daran auch nie etwas ändern wird.

Anfangs hatten sie und Mirabella noch versucht, Mrs. Chatworth für sich einzunehmen. Vor allem Arsinoe war bereit gewesen, sie zu mögen, vielleicht sogar richtig liebzugewinnen. Immerhin war sie Billys Mutter. Sie hatte einen Jungen großgezogen, der fest zu seinen Freunden hält. Deshalb hatte sie bei ihrer ersten Begegnung damit gerechnet, jemanden anzutreffen wie Cait Milone: strenge Miene, großes Herz, stets offene Arme für ihre Kinder. Oder jemanden wie Ellis: immer zu Scherzen aufgelegt, aber auch mit Rat und Tat zur Stelle. Doch Billys Mutter ist in gewisser Weise sogar noch schlimmer als sein Vater. Sie ist schrecklich oberflächlich, und offenbar kennt sie nur zwei Gesichtsausdrücke, die sie stetig wechselt: gereizt und entsetzt.

Bis sie das Friedhofstor erreicht, brennen Arsinoes

Beine vor Erschöpfung, aber ihre Verdrossenheit ist so stark wie zuvor. Aus Respekt vor den Toten verlangsamt sie ihren Schritt, kann es sich aber nicht verkneifen, nach einigen Steinchen auf dem Weg zu treten.

»Sonnenschirme«, murmelt sie. »Rüschenkleider und dumme Spielchen. Etwas anderes gibt es hier für Frauen nicht zu tun. Tee trinken und den Sonnenschirm kreiseln lassen, bis sie heiraten.« Und auf dem Festland bedeutet die Ehe automatisch Gehorsam. Ein Begriff, der Arsinoe mehr gegen den Strich geht als irgendetwas sonst auf der Welt.

Der Göttin sei gedankt, dass Billy so etwas nicht möchte. Ihr Billy, bei dem sie wirklich sie selbst sein kann und der nichts anderes will, als dass Mirabella und sie glücklich sind. Meistens ist Arsinoe das ja auch. Nur wenn sie allein ist, wird ihr wieder bewusst, dass sie nicht dazugehört. Nicht einmal Mirabella wird von ihnen voll und ganz akzeptiert, und das, obwohl sie sich an alle Regeln hält.

Arsinoe bleibt stehen und holt tief Luft. Der Friedhof, auf dem Joseph begraben wurde, liegt am Rande der Stadt und ist von einer hohen Steinmauer umgeben. Sanfte Hügel mit einigen Baumgruppen erstrecken sich ruhig im Sonnenschein, mit einem schönen Blick auf die blauen Wellen in der Bucht. Jules hätte dieser Ort gefallen. Arsinoe geht es ebenso, vor allem weil hier fast nie jemand ist.

Sie folgt dem Pfad, der vom Nordeingang aus hineinführt, vorbei an der bröckligen Steinkrypta der Familie Richmond, und geht dann quer über den Rasen auf eine Gruppe Ulmen zu. Ihr Schatten reicht gerade bis an Josephs Grab heran, das fast an der Spitze des Hügels liegt.

Bevor sie es ganz erreicht hat, tritt sie schnell hinter den größten der Bäume und zieht sich das sackartige Kleid aus. Anschließend schüttelt sie ihre krude geschnittenen Haare aus und streicht sich das Hemd glatt – ein altes von Billy, das ihm zu klein geworden ist. Erst dann tritt sie an das Grab, räuspert sich kurz und sagt: »Hallo, Joseph.«

Hallo, Arsinoe, antwortet Joseph ihr in Gedanken, und für einen Moment kommen ihr die Tränen. Sein Grabstein ist sehr schlicht, ohne jede Verzierung – kein eingemeißelter Efeu, keine Marmorstatuen und auch kein schickes Mausoleum mit Buntglasfenstern und eigenem Eingang. Einfach nur ein Fleckchen Gras mit einem runden Stein. Blinzelnd fährt sie mit der Hand über die Inschrift.

Hier ruht

Joseph Sandrin.

Geliebt von Jules,

Bruder von Billy,

Freund von Königinnen und Berglöwen.

Sie selbst hat diese Inschrift in Auftrag gegeben. Es spielt keine Rolle, dass hier auf dem Festland niemand verstehen wird, was sie bedeutet, oder dass die Besucher noch in vielen Jahren darüber nachgrübeln und es wahrscheinlich für einen Scherz halten werden. Da die Meißelarbeiten eine Weile gedauert haben, musste das Grab nach der Beerdigung zunächst unmarkiert bleiben, es lag nur ein weißes Stück Holz darauf. Als der Stein dann fertig war, kamen sie hierher zurück und trauerten erneut.

Auf der Insel wäre sein Körper verbrannt und seine

Asche anschließend in der Robbenkopfbucht verstreut worden. Gemeinsam hätten sie alle an Bord der *Dickkopf* gestanden, während die Einwohner von Wolfsquell Blütenblätter und Korn vom Dock aus ins Wasser geworfen hätten. Stattdessen liegt er nun hier, tief unter der Erde, weit weg von zu Hause. Doch inzwischen ist Arsinoe froh darüber: Das Grab ist zumindest ein fester Punkt, an den sie kommen kann, wenn sie mit ihm sprechen möchte.

»Wir sind heute zum Pferderennen gegangen. Haben aber nichts gewonnen.« Sie setzt sich ins Gras und knüllt ihr Kleid zusammen, um es als Kopfkissen zu benutzen. »Und dann musste ich weglaufen, weil Christine Hollen vor unserer Tür gelauert hat. Obwohl ich dich natürlich auch so besucht hätte. Christine Hollen, die Tochter des Gouverneurs. Hast du sie gekannt?« Arsinoe legt abschätzend den Kopf schief. »Bestimmt hast du sie gekannt. Vermutlich hat sie sich von Anfang an auf dich gestürzt, stimmt's? Ist bei deinem Anblick wahrscheinlich sofort in Ohnmacht gefallen. Dazu braucht es bei ihr ja nicht viel. Aber du warst nicht von hier, und du wärest nicht geblieben. Und Billy ist reich und«, sie räuspert sich verlegen, »sieht auch nicht sooo schlecht aus.«

In ihrem Kopf erklingt Josephs Lachen. Dann hört sie leisen Donner und sieht die Wolken, die vom Meer heranziehen.

»Es wird bald regnen. Ich frage mich, ob Mirabella sich gerade über irgendwas aufgeregt hat. Sie behauptet zwar, dass ihre Gabe sie verlassen hat, aber ich habe gesehen, wie sie manchmal die Augen schließt, und prompt taucht eine kühle Brise auf. Und komischerweise ist der Himmel an den Tagen, an denen sie schlecht drauf ist,

immer wolkenverhangen.« Sie schnaubt spöttisch. »Eine so starke Gabe lässt sich nicht ganz unterdrücken. Nicht einmal vom Festland.«

Ihr Blick wandert zum Himmel hinauf. Das Einzige, was ihr geblieben ist, ist Zeit. Zeit, in der sie darauf wartet, dass Billy ein neues Leben für sie alle einrichtet. Obwohl ihr allein der Gedanke, dass er das tun muss, auf den Magen schlägt. Wer ist sie hier schon? Sicher nicht Königin Arsinoe, aufgewachsen als Naturbegabte, die sich dann als Giftmischerin entpuppte. Jetzt ist sie gar nichts mehr. Nur eine abtrünnige Königin ohne Krone.

Sie wendet sich wieder Josephs Grabstein zu. »Christine ist viel hübscher als ich.«

Viele Mädchen sind hübscher als du, erwidert Joseph in ihren Gedanken. *Aber keines von ihnen ist du*.

Arsinoe muss lächeln. Ja, das würde er sagen, wenn er noch hier wäre. Und er würde ihr den Arm um die Schultern legen und sie an sich drücken. Wenn er nicht in einer Kiste unter der Erde läge.

»Du fehlst mir, Joseph«, sagt sie leise und legt den Kopf auf das Kleid-Kissen. »Du fehlst mir so sehr.« Dann schläft sie ein.

Unbestimmte Zeit später schreckt Arsinoe aus dem Schlaf auf. Ihre Arme rudern wild, denn einen Moment lang glaubt sie, im tiefen Wasser der Bucht zu treiben.

»Was für ein merkwürdiger Traum.« Sie war ein als Junge verkleidetes Mädchen an Bord eines Schiffes. Der Traum war ebenso lebensecht wie dieser Friedhof hier, doch als sie sich wieder hinlegt und versucht, sich daran zu erinnern, zerfällt er in ihrem Kopf, wird verdrängt durch das schwindende Sonnenlicht und die Schmerzen

in ihrem Rücken. Der Boden ist doch ziemlich hart. Stöhnend stützt sie sich auf einen Ellbogen und sieht zu Josephs Grabstein hinüber.

Dahinter steht eine Frau in einem langen schwarzen Kleid.

Hastig springt Arsinoe auf und reibt sich die Augen. Sie glaubt, noch immer zu träumen. Aber das Bild verschwindet nicht. Die Frau in Schwarz ist dunkler als ein Schatten, Arsinoe kann weder ihr Gesicht noch irgendwelche Details erkennen. Nur ihren Umriss und die langen schwarzen Haare.

»Wer bist du?«

Die Gestalt hebt ihren skelettartigen Arm und streckt einen langen Finger aus, um auf etwas zu zeigen.

Arsinoe dreht sich um und sieht hinter dem Hügel den Hafen liegen. Jetzt am Abend gibt es dort nichts zu sehen außer Schiffen. Zumindest liegt in dieser Richtung nichts, was ein Festlandbewohner kennen sollte.

»Nein«, protestiert Arsinoe schwach, woraufhin die Frau ihren Finger noch nachdrücklicher in die Richtung streckt.

»Nein!« Krampfhaft schließt Arsinoe die Augen. Als sie sie wieder öffnet, ist die Frau verschwunden. Falls sie überhaupt jemals da war.

Der Volroy

»Dass dieses Treffen unangenehm werden würde, stand von Anfang an fest«, behauptet Pietyr, der es sich auf Katharines Sofa bequem gemacht hat. »Niemand sieht es gern, wenn man ihm persönliche Macht entzieht. Und Lucas Wahl war ... unerwartet.«

»Unerwartet!«, höhnt Genevieve, die mit verschränkten Armen auf und ab läuft. »Wohl eher eine gezielte Provokation!«

Katharine seufzt müde. Pietyr hat ihr Tee eingeschenkt und ihr sogar einen Spritzer Oleandermilch zugestanden, aber sie will ihn nicht. Diesen Streit zwischen ihm und Genevieve darf sie sich nun schon seit dem Moment anhören, als sie nach dem Ratstreffen in ihre Gemächer zurückgekehrt sind.

»Gezielt oder nicht«, schränkt Pietyr ein, »du hast jedenfalls reagiert wie ein aufgeschrecktes Huhn. Hätte Natalia sich so benommen? Dir fehlt einfach die Selbstbeherrschung deiner Schwester, Genevieve. Und zwar voll und ganz.«

Wütend fährt Genevieve herum. »Wie kannst du es wagen, so mit mir zu reden? Ich bin ihre Schwester. Ihre *Schwester*, nicht irgendein dahergelaufener Neffe. Und nun bin ich das Oberhaupt der Familie – nicht dein Vater.«

»Ich habe nie behauptet, dass mein Vater es sein sollte.«

»Jetzt lasst es aber mal gut sein.« Katharine steht abrupt auf und geht zum Fenster, um die warme Sommerluft hereinzulassen. Nachdem sie einmal tief durchgeatmet hat, lässt sie ihren Blick über das Meer und den Himmel schweifen, über die Baumkronen und die leuchtenden Rasenflächen. Über all die guten Menschen dort unten. Ihre Untertanen. »Seht ihr denn nicht, wie schön die Tage sind? Wie die Sonne strahlt? Seht ihr nicht die Krone auf meiner Stirn?« Lächelnd dreht sie sich zu den beiden um. »Wir haben gewonnen! Offenbar seid ihr noch zu sehr im Chaos des Aufstieges verstrickt, um es zu sehen, aber: Wir haben gewonnen. Und meine Herrschaft soll nicht durch Verbitterung und Streit geprägt sein.« Mit ausgestreckten Händen geht sie auf Pietyr und Genevieve zu. Er runzelt verwirrt die Stirn, während sie sichtlich erleichtert, als wäre sie nicht ganz sicher, ob Katharine ihr nicht gleich ein Messer zwischen die Augen werfen wird.

»Es soll eine Herrschaft der Ruhe und des Wohlstandes werden.« Vorsichtig greift sie nach Genevieves Hand, damit diese nicht zurückschreckt. »Und des Neuanfangs.«

»Bist du wirklich bereit, die Vergangenheit einfach so zu vergessen?«, wundert sich Genevieve.

»Ich bin bereit, alten Groll zu begraben. Und das solltest du auch tun. Ich muss mich darauf verlassen können, dass ihr beide harmonisch zusammenarbeitet, damit Bree Westwood uns keine Schwierigkeiten machen kann.«

Pietyr erhebt sich und zieht seine Manschetten

zurecht. Kurz überlegt er, ob er Genevieve die Hand schütteln soll, entscheidet sich aber im letzten Augenblick dagegen, und so beschränken sich beide auf ein knappes Nicken.

»Der Optimismus der Königin ist wirklich bemerkenswert«, stellt er fest. »Ich hoffe, sie wird recht behalten.«

»Das hoffe ich ebenfalls«, stimmt Genevieve zu.

»Ihr werdet schon sehen.« Katharine stellt sich auf die Zehenspitzen und drückt Pietyr einen Kuss auf die Lippen. Ihre eigenen Worte heben ihre Stimmung bereits, als könne sie auch das allein durch ihren Willen bestimmen. »Um für die richtige Grundstimmung zu sorgen, werden wir auf dem großen Platz ein Willkommensbankett abhalten. Als nette Geste gegenüber der Hohepriesterin und den Westwoods. Um dem Volk zu zeigen, dass ich nun wirklich und wahrhaftig die Krone trage.«

Skeptisch zieht Pietyr eine Augenbraue hoch. »Falls Luca und die anderen sich dazu bereiterklären.«

»Natürlich werden sie das«, erwidert Katharine lachend. »Ich bin die Königin.«

Katharine lädt die Hohepriesterin zunächst zu einem Ritt durch die Hauptstadt ein, damit sie sich ein wenig umsehen kann, nachdem sie so lange fort war. Vermutlich könnte das als Seitenhieb ausgelegt werden: dass die Hohepriesterin jeden Bezug verloren habe und ihr Herz noch immer in Rolanth weile. Aber so ist es gar nicht gemeint.

Als sie auf ihrem schönen schwarzen Hengst vor dem Tempel von Indridskamm ankommt, wartet Luca bereits auf dem Pferderücken auf sie, begleitet von drei Priesterrinnen. Katharines Blick bleibt kurz an den funkelnden

Klingen hängen, die unter den Roben der drei hervorblitzen.

»Ist es heutzutage üblich, dass Priesterinnen bewaffnet sind?«

»Ganz und gar nicht«, antwortet Luca. »Die Eskorte der Hohepriesterin und der gekrönten Königin allerdings schon. Rho hat darauf bestanden.«

»Tatsächlich?« Katharine schluckt. Rho mit der Kriegergabe. Irgendwie glaubt Katharine, dass Rho sich am eifrigsten daran beteiligt hätte, wenn der Plan, ihr nach der Erwachenszeremonie Kopf und Gliedmaßen abzuschneiden, jemals in die Tat umgesetzt worden wäre.

Und nun dient sie im Schwarzen Rat.

Schnell richtet Katharine ihren Blick auf Luca. »Du siehst wirklich gut aus auf einem Pferd, Hohepriesterin.«

Luca nickt, und ihr Pferd tänzelt ein wenig, als hätte es die Worte verstanden. »Sie haben versucht, mich auf ein weißes Maultier zu setzen«, schnaubt Luca. »Aber so alt bin ich noch nicht.« Stattdessen sitzt sie nun auf einem großen weißen Hengst. Das bedeutet, dass Katharine die beiden Tiere auf Abstand halten muss, damit sie nicht miteinander kämpfen. Vermutlich hat Luca genau das beabsichtigt.

»Wie gefällt dir Indridskamm?«, fragt Katharine, nachdem sie losgeritten sind, über die Hohe Straße, vorbei an ihrem Lieblingskäseladen und Genevieves bevorzugtem Schneider.

»Es ist wärmer, als ich es in Erinnerung hatte«, antwortet Luca. »Und wenn erst der Winter kommt, werde ich es bestimmt kälter finden, als ich dachte.«

»Aber es ist doch bestimmt nicht zugiger als in Rolanth mit dem offenen Tempel und dem ständigen Wind

von den Klippen?« Wie oft hatte sich Natalia zähneknirschend gewünscht, die Feuchtigkeit und die Zugluft mögen die alte Luca endlich das Zeitliche segnen lassen?

»Nein, so zugig ist es hier nicht.« Luca legt nachdenklich den Kopf schief. »Und auch nicht so hell oder so hübsch. Der Hauptstadt mangelt es an Licht und Schönheit. Wie gut, dass ich Bree in den Rat berufen habe, denn sie vereint beides in sich.«

Sie schlagen einen Bogen um einen der Märkte, auf dem sie mit den Pferden nicht durchkommen würden, doch Katharine zeigt Luca einige Stände mit besonders hochwertigen Waren, während diese vor allem den Menschen zuwinkt und freundlich nickt. Alle sind begeistert, dass die Hohepriesterin wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt ist, wo sie hingehört. Wer ihr besonders nahe kommt, berührt den Saum ihrer Robe und erbittet ihren Segen. Katharine bitten sie um nichts. Vor ihr verbeugen sie sich nur.

»Sie haben Angst vor dir«, stellt Luca gedämpft fest.

»Natürlich. Aber sie werden mich auch lieben. Natalia hat immer gesagt, das Inselvolk liebt es, wenn der Aufstieg möglichst blutig verläuft. Und ich war die Einzige, die ihnen das gewähren wollte.«

Königin, Hohepriesterin, Priesterinnen und Wachen halten an der Klippe inne, wo die Straße leicht ansteigt, bevor sie sich zum Hafen hinunterwindet. Alle stützen sich auf ihren Sattelknauf und bewundern den Anblick der funkelnden Nachmittagssonne auf dem blauen Meer. Im Norden, durch die Krümmung des Hafens nur halb zu sehen, ragen die hölzernen Gerippe einiger Schiffe im Trockendock in den Himmel. Es handelt sich um die Geschenke, die Pietyr und der Rat für die Martels in

Auftrag gegeben haben, als Wiedergutmachung für Nicolas' Tod. Das erwähnt Katharine allerdings nicht.

»Ich würde gerne euch zu Ehren ein Willkommensbankett ausrichten«, sagt sie stattdessen. Als Luca fragend die Augenbrauen hochzieht, dreht sich Katharine zu ihr herum. »Um dich, Bree Westwood und Rho Murtra in der Stadt willkommen zu heißen. Damit die Menschen sehen, dass ihr neuer Schwarzer Rat zusammenhält. Wir werden es auf dem großen Platz abhalten.«

»Wie reizend.« Lucas Blick ist wieder zum Hafen gewandert. »Bree wird begeistert sein. Sie tanzt auf Festlichkeiten immer, bis ihr die Füße glühen.«

»Hohepriesterin«, sagt eine Priesterin aus ihrer Eskorte plötzlich. »Sieh mal, der Nebel.«

Sie zeigt mit ausgestrecktem Arm auf das Wasser hinaus.

Ja, dort über den Wellen hängt der Nebel. Nicht viel, und wenn man nicht genau hinsieht, kann man ihn leicht übersehen. Er ist gerade so dicht, dass Katharine die wabernde Bewegung in seinem Inneren erkennen kann. Trotzdem wird sie von einer merkwürdigen Anspannung gepackt, während sie ihn beobachtet.

»Er ist nicht oft zu sehen«, hört sie sich selbst sagen. »Zumindest nicht von hier aus. Sieht man ihn in Rolanth öfter?«

»Nein, nur selten.« Luca seufzt. »Das ist nur die Göttin.«

»Ja«, nickt Katharine. Und das merkwürdige Gefühl in ihrem Inneren sind nur die toten Königinnen, die *ihr* keine Liebe mehr entgegenbringen.

»Nur die Göttin«, wiederholt Luca, »die etwas fernhält. Oder etwas einschließt.«

Bastiansburg

Eine ganze Nacht und ein ganzer Tag sind vergangen, seit Jules in dem Gasthaus mit der Seherin zusammengetroffen ist, und noch immer geht ihr die Prophezeiung nicht aus dem Kopf.

Wenn man es überhaupt so nennen kann. Die Seherin meinte, es wäre eher eine Art Gefühl gewesen. Worte, die einfach in ihrem Geist auftauchten. *Ich weiß nur, dass du einst eine Königin warst und es wieder sein könntest.* Vage Halbwahrheiten, mehr nicht. Wenn die Sehergabe sich jedes Mal so zeigt, ist sie wirklich nichts, worauf Jules neidisch wäre.

»Dafür würde ich nicht einmal meinen Fluch eintauschen«, raunt sie Camden leise zu.

Die Berglöwin steht auf den Hinterbeinen und stützt die Vorderpfoten an das einzige Fenster im Raum, das sich über der Erde befindet. Die Scheibe ist so stark mit Schlamm bespritzt, dass man nicht einmal erahnen kann, welche Tageszeit gerade sein könnte. Jules tätschelt ihre Schulter.

»Vielleicht wären wir doch besser mit Arsinoe aufs Festland gegangen.«

»Wie kannst du das sagen, nach allem, was du von Mathilde gehört hast?«

Jules fährt herum. Emilia steht in der Tür. Nicht einen

Schritt hat Jules auf der Treppe gehört, und auch nicht, wie sich die Tür geöffnet hat. Und was noch eindrucksvoller ist: Camden ebenfalls nicht.

»Ich habe von Mathilde nichts als Schwachsinn gehört. Allerdings ist mir aufgefallen, dass du nicht sonderlich überrascht gewirkt hast.«

»Das liegt daran, dass ich mit so etwas gerechnet hatte.« Emilia zeigt erst auf die niedrige Decke, dann auf das Fenster. »Nicht gerade die edelste Unterkunft für eine Königin. Aber für eine, die nicht gefunden werden darf, immer noch die beste Wahl.«

Jules schnaubt höhnisch.

»Ich bin keine Königin.« Sie zerrt an ihren kurzen Haaren. »Sieh her: komplett braun. Und die hier?« Nun zeigt sie auf ihre Augen. »Zwei verschiedene Farben, aber nicht schwarz. Du bist meiner Mutter begegnet, Madrigal. In der fließt kein einziger Tropfen geheiligten Blutes, das kann ich dir versichern.«

»Ich habe nie behauptet, dass du der königlichen Blutlinie entstammst.« Emilia zieht den Kopf so weit ein, dass die strengen Haarknoten in ihrem Nacken sichtbar werden. Selbst hier, in ihrem Zuhause, wirkt sie irgendwie formell in ihren braunen Stiefeln und dem knielangen, akkuraten Bundfaltenrock. An den Vatos wirkt jede Kleidung wie eine Uniform.

»Was willst du dann sagen?«

»Ich sage, die Zeit dieser Königinnen ist vorbei.«

Jules blinzelt verwirrt. Die königliche Linie herrscht schon seit Anbeginn der Geschichtsschreibung auf Fennbirn. »Ach ja?«, erwidert sie leise. »Und was ist dann mit Königin Katharine? Das ist die Frau auf dem Thron, die mit der auf die Stirn tätowierten Krone.«

»Nur eine weitere Marionette der Giftmischer.«

»Giftmischer hin oder her, sie ist die gekrönte Königin. So läuft das nun einmal auf dieser Insel.«

Emilia verschränkt die Arme vor der Brust. »Und wenn ich dir nun sage, dass es eine Menge Menschen gibt, die sich von der geheiligten Blutlinie im Stich gelassen fühlen? Die sich nicht damit abfinden wollen, noch länger von einer Giftmischerin und einem Giftmischer-Rat regiert zu werden?«

»Klingt für mich wie eine Lüge.« Jules klopfte Camden auf den Rücken, woraufhin die Raubkatze auf das Bett springt. Dort legt sie sich hin, kreuzt die Vorderpfoten und sieht Emilia an wie ein Kind, das eine spannende Gutenachtgeschichte erwartet. »Königinnen haben sich schon immer gegenseitig umgebracht, und immer hat die Insel diejenige akzeptiert, die überlebte.«

»Aber diese Königin hat niemanden umgebracht.«

»Sie hat es versucht. Ich war dabei.«

»Ohne Erfolg. Sie war nicht die auserwählte Königin, und das Inselvolk weiß das. Das gilt sogar für einige der Priesterinnen aus dem Norden.« Emilia geht zum Fenster hinüber und blickt durch die Schlammkruste nach draußen. »Der verpfuschte Aufstieg war ein Zeichen. Die katastrophale Erwachenszeremonie war ein Zeichen. Du selbst bist ein Zeichen. So viele Zeichen kann man nicht ignorieren, jetzt werden selbst die Anhänger der Göttin hinter uns stehen.«

»Uns? Wer soll das sein? Glaubst du etwa an diese ›Zeichen‹? Oder an den Willen der Göttin?«

»Ich glaube daran, dass sich etwas ändern muss. Und dass die Göttin will, dass wir diese Veränderung herbeiführen.«

Festland

Mirabella nippt an ihrem Tee und sieht erneut auf die Uhr. Draußen ist es bereits dunkel, und Arsinoe ist noch immer nicht von ihrem Ausflug zu Josephs Grab zurückgekehrt. Mrs. Chatworths Fuß tippt inzwischen pausenlos auf den Boden, und Billys Schwester Jane zieht die Augenbrauen hoch und hat schon zweimal geseufzt. Selbst Billy ist aufgestanden und späht durch den Vorhang nach draußen.

»Ich hätte sie begleiten sollen«, sagt er reumütig.

»Du konntest Miss Hollen ja nicht einfach stehenlassen«, erwidert Jane. Mirabella nimmt noch einen Schluck Tee. Arsinoe glaubt, sie hätte sich mühelos an die Festlandbewohner angepasst; dass sie ihr Fähnchen nach dem Wind gehängt und sich der Herde angeschlossen habe. Dabei beißt sie sich in Wahrheit oft beinahe die Zunge ab, um nicht laut loszuschreien.

»Arsinoe wurde zu viel sich selbst überlassen. Ich weiß, dass der Ortswechsel nicht leicht für euch Mädchen war«, sagt Mrs. Chatworth schließlich, wobei sie allerdings starr das Tischtuch fixiert. Wenn sie die Insel oder ihre Vergangenheit erwähnt, sieht sie Mirabella niemals direkt an. Mirabella ist sich nicht einmal im Klaren darüber, wie viel Mrs. Chatworth eigentlich über die Insel weiß. Billy meint, sie wisse alles, aber wenn das

wahr ist, hat sie sich erfolgreich bemüht, das meiste davon wieder zu vergessen.

»Ja, es muss wirklich schwer gewesen sein«, fährt sie fort. »Aber man kann nicht von uns erwarten, dass wir sie ständig ... an die Kandare nehmen.«

»An die Kandare nehmen?«, empört sich Mirabella.

»Vielleicht ist der Begriff schlecht gewählt. Doch die Tatsache bleibt bestehen, dass mein Sohn sich nicht ewig um sie kümmern kann. Schon bald wird er auf die Universität gehen. Und hinterher muss er eine vorteilhafte Ehe eingehen und eine eigene Familie gründen.«

Billy zuckt zusammen. Vor allem bei dem Wort »Ehe«.

»Auf die Universität ...« Mirabella sieht ihn fragend an. »Das hast du Arsinoe gegenüber nie erwähnt.«

»Sie ist nicht weit weg, nur ein paar Stunden mit der Kutsche. Ich werde jeden Samstag und in den Semesterferien zu Hause sein.«

Als Mirabella plötzlich aufsteht, werfen die anderen Frauen ihr über die Teetassen hinweg forschende Blicke zu.

»Bitte entschuldigen Sie uns einen Moment. Ich würde gerne unter vier Augen mit Billy sprechen.«

»Nein, bitte«, wehrt Mrs. Chatworth sichtlich irritiert ab. »Warum sollte ein Gast den Raum verlassen müssen, wenn ich es tun kann? Komm, Jane, wir ziehen uns zurück. Ich habe sowieso genug von der Warterei.«

Mirabella macht den beiden Platz, als sie aus dem Zimmer gehen und mit kerzengeradem Rücken die Treppe hinaufsteigen.

»Ich weiß, was du sagen willst«, behauptet Billy, noch bevor sich oben die Schlafzimmertüren geschlossen haben.

»Ach ja?«

»Ich wusste einfach nicht, wie ich es ihr beibringen soll. Oder dir.« Schuldbewusst fährt er sich durch die hellen Haare. »Ich fühle mich wie der letzte Dreck, wenn ich euch einfach so hierlasse. Aber ich muss gehen. Wenn wir uns hier ein Leben aufbauen wollen, brauche ich eine Ausbildung. Meine Familie ist zwar reich, aber auch nicht so reich, dass ich den faulen Lebemann spielen könnte.«

Er geht zurück zum Fenster und hält wieder nach Arsinoe Ausschau. »Wenn doch nur mein Vater nach Hause kommen würde.«

»Kommt es unerwartet für dich, dass er noch nicht zurückgekehrt ist?«

Achselzuckend meint Billy: »So wie ich mich ihm auf Fennbirn widersetzt habe, würde es mich nicht wundern, wenn er einmal komplett um die Welt segelt, bevor er nach Hause kommt. Mit Zwischenstationen in jedem Hafen. Genauso gut könnte er auch morgen schon vor der Tür stehen. Und wenn er dann dich und Arsinoe hier sieht ... Auf dieses Gespräch freue ich mich wirklich nicht.«

»Anscheinend gibt es eine Menge Gespräche, auf die du dich nicht freust.«

»Bist du wütend auf mich, Mira? Diesen Gesichtsausdruck habe ich das letzte Mal bei dir gesehen an dem Tag, als ich nach Rolanth kam und damit gedroht habe, dich aufzuspießen.«

»Sei nicht albern.« Bei der Erinnerung daran wird ihre Miene weich. »Ich war so ziemlich jedes Mal wütend auf dich, wenn du für mich gekocht hast.«

»Was aber verhindert hat, dass du vergiftet wurdest,

oder etwa nicht?«, fragt er grinsend, wird aber sofort wieder ernst. »Na ja, abgesehen vom letzten Mal.«

»Daran hatte niemand Schuld. Aber lenk nicht vom Thema ab.«

»Welches Thema? Ich dachte, wir warten nur auf deine Schwester.«

Mirabella geht zu ihm und reißt ihm den Vorhang aus den Fingern.

»Wo wir gerade bei meiner Schwester sind: Wie oft will deine Mutter eigentlich noch andeuten, dass Arsinoe auf eurem Landgut ja so viel besser aufgehoben wäre – weit weg von dir und allen, in deren Augen sie möglicherweise eine Peinlichkeit darstellen könnte? Und wie oft hat sie Christine Hollen bereits als potenzielle Verlobte ins Spiel gebracht?«

»Ziemlich oft, würde ich sagen.«

»Warum erzählst du ihnen dann nicht von dir und Arsinoe, und dass sie nicht fortgeschickt werden wird? Dass du dich nicht zu einer Ehe mit einer anderen drängen lassen wirst?«

Billy lässt den Kopf hängen. Er ist ein attraktiver junger Mann, das hat Mirabella sich schon öfter gedacht. Weniger dramatisch in seinem Äußeren als Joseph, er hat nichts von einem Wirbelsturm an sich. Er ist wirklichkeitsverhaftet, steht mit beiden Beinen fest auf der Erde. Genau das, was ihre Schwester braucht. Zumindest war er das mal. Aber hier auf dem Festland ist er nicht länger der wagemutige Freier, der für die Schwestern alles riskiert hat. Auf der Insel war er voller Mut, der draufgängerische Fremde. Bezeichnen die Mädchen hier ihn als Schlitzohr, meinen sie damit nur, dass er versucht, gleichzeitig unter mehrere Röcke zu kommen.

»Wenn du es bereust, uns hergebracht zu haben«, sagt Mirabella vorsichtig, »und wenn du nicht länger mit Arsinoe zusammen sein möchtest, dann bringe ich sie irgendwo anders hin. Ich bin intelligent und nicht ganz untalentierte. Irgendwie werde ich uns schon durchbringen.«

Billy wirft ihr einen fast skeptisch wirkenden Blick zu. Doch dann greift er nach ihrer Hand.

»Das ist das Letzte, was ich will. Ich werde es ihnen sagen, du hast mein Wort. Ich werde nicht gehen, ohne sie vorher abgesichert zu haben.«

Noch ehe Mirabella etwas erwidern kann, bemerkt er vor dem Fenster eine Bewegung und ruft: »Da ist sie ja!«

Er reißt die Tür auf. Arsinoe steht – zitternd und vollkommen durchnässt – auf der Schwelle. Sie hält eine verdreckte Pelzrolle im Arm. Als Billy sie umarmt, beginnt der Pelz zu bellen.

»Ich habe ihn in einer Gasse entdeckt, nachdem ein paar Jungs ihn mit Stöcken dort hineingejagt haben.« Schützend drückt Arsinoe den zappelnden Hund an die Brust.

»Armes Ding«, seufzt Billy. »Aber er ist völlig verdreckt, Arsinoe. Meine Mutter bekommt einen Anfall, wenn du ihn hier reinbringst.«

»Nein, sieh ihn dir an.« Mit einer Hand streichelt sie dem kleinen Kerl den Rücken. »Unter dem ganzen Dreck steckt ein hübsches braun-weißes Fell. Ich dachte, wir machen ihn sauber und binden ihm eine Schleife um. Und dann schenken wir ihn deiner Mutter und Jane, sozusagen als Friedensangebot.« Während Billy sich noch schmunzelnd die Stirn reibt, trägt Arsinoe den Hund hinein. Da er durch das Tier abgelenkt ist, bemerkt er

nicht, wie gehetzt sie wirkt. Oder dass niemand so stark zittert, nur weil er in einen warmen Sommerregen geraten ist.

»Bringen wir ihn doch in die Waschküche«, schlägt Mirabella vor. »Aber leise.«

Sobald sie in der Waschküche ankommen, schickt Mirabella Billy los, damit er heißes Wasser für ein Bad und zusätzliche Lampen holt. Als er weg ist, nimmt sie eine Decke aus dem Regal und wickelt ihre Schwester darin ein.

»Also«, sagt sie bestimmt. »Was ist wirklich los?«

»Gar nichts. Ich habe gesehen, wie sie den Hund gejagt haben, und wollte ihn retten. So wurde ich nun einmal erzogen.«

»Ja, ja.« Mirabella lächelt milde. »Geboren als Giftmischerin, im Herzen eine Naturbegabte. Aber da steckt mehr dahinter. Warum bist du überhaupt so lange weggeblieben?«

»Ich bin eingeschlafen«, gesteht Arsinoe. An ihrer finsternen Miene erkennt Mirabella sofort, dass sie ihr etwas verschweigt. Aber das wird warten müssen, da Billy gerade mit dem Wasser und den Lampen zurückkommt. Also stellen sie den Hund in einen Zuber, und Mirabella greift nach der Seife.

»Wie gut, dass Mrs. Chatworth und Jane schon im Bett sind«, stellt sie fest. »Sie wären außer sich, wenn sie wüssten, dass du ohne Kleid in der Öffentlichkeit unterwegs warst.«

»Es war nicht in der Öffentlichkeit. Ich habe es auf dem Friedhof ausgezogen, hinter einem Baum. Und außerdem hatte ich ja noch jede Menge Sachen darunter an!«

Sie beenden das Hundebad, und unter dem ganzen Schmutz kommt tatsächlich ein ganz apartes Tier zum Vorschein. Dann trocknen sie den Kleinen ab, und Arsinoe bringt ihn nach oben in ihr Zimmer. Billy weicht ihr nicht von der Seite, bis er schließlich in ihrer Zimmertür steht. Er haucht ihr einen Kuss auf die Wange.

»Du darfst mir nicht solche Sorgen bereiten«, flüstert er.

»Dann hör auf, dir ständig Sorgen zu machen«, wispert sie zurück.

»Gute Nacht, Billy.« Mirabella macht ihm die Tür vor der Nase zu und geht zu Arsinoes Schrank, um ihr trockene Sachen zu suchen. Ihre Schwester baut inzwischen dem Hund ein Nest in ihrem Bett.

»Hier. Zieh das Hemd aus und etwas Trockenes an.«

»Es geht mir gut.«

»Ich bin die Älteste.« Entschlossen streckt Mirabella ihr das Nachthemd hin. »Tu, was ich dir sage.«

»Sonst – was? Wir sind nicht mehr auf der Insel, du kannst mir nicht mit deinen Blitzen drohen.« Trotzdem knöpft Arsinoe das Hemd auf und zieht es aus, wickelt sich dann aber in die Steppdecke, die auf ihrem Bett liegt. »Das Festland verweichlicht uns. Alles ist so kostbar und schick. Sieh dir nur diese Wände an.« Sie tippt mit dem Finger auf das grüne Samtmuster. »Sieht aus wie ein Wandteppich, aber man kann daran zupfen wie an Papier. Es geht sogar ab!«

»Hör auf damit, Arsinoe, sonst lässt Mrs. Chatworth dir noch die Hand abhacken. Außerdem war ich – laut deiner Aussage – schon immer verweichlicht. Das verwöhnte Mädchen aus Rolanth, das in weichen Tempelbetten schläft.« Sie mustert ihre noch immer zitternde

Schwester. »Und jetzt sag mir, was heute wirklich passiert ist.«

»Gar nichts. Ich bin eingeschlafen und habe einen Hund gerettet. Wie war die Teestunde mit Christine und den Gouverneursgänsen? Konntest du sie von Billy fernhalten?«

Mit einem unschuldigen Augenaufschlag nimmt Arsinoe den Hund in den Arm. Irgendetwas ist vorgefallen. Selbst wenn es nicht überdeutlich in Arsinoes verstörtem Gesicht geschrieben stünde, könnte Mirabella es aus der knisternden Spannung in der Luft ablesen. Aber der entschlossene Zug um den Mund ihrer Schwester verrät ihr auch, dass sie heute keine konkreteren Antworten mehr von ihr bekommen wird.

Centra

Sobald Arsinoe einschläft, wiederholt sich der Traum, den sie auch schon an Josephs Grab geträumt hat. Was seltsam ist, denn sie kann sich nicht daran erinnern, jemals denselben Traum ein zweites Mal geträumt zu haben. Wieder ist sie auf einem Schiff, das allerdings ganz anders ist als die Boote, die sie kennt. Dieses ist sehr altmodisch, mit nur einem Mast. Früher haben Händler diese Schiffe benutzt, aber sie sind vor mindestens hundert Jahren aus der Mode gekommen. Und auch diesmal ist sie jemand anders: ein Mädchen, das wie ein Junge gekleidet ist.

Außerdem steht sie ganz oben in der Takelage und blickt auf die hohen Wellen hinaus, bei deren Anblick sich Arsinoes Magen umdreht.

»David! Komm da runter!«

Oh ja, bitte, runter da, denkt Arsinoe, die schon ganz zittrige Knie hat. Der Körper in ihrem Traum bewegt sich jedoch ohne Schwierigkeiten zwischen den Tauen und Netzen hindurch.

»Ach, Richard. Du gönnst mir auch gar keinen Spaß.«

Das Mädchen, in dessen Körper Arsinoe steckt – und dessen richtiger Name Daphne lautet, nicht David –, landet auf dem Deck und zieht seine Tunika über der engen Hose zurecht. Auch die Kleidung ist altmodisch.

Solche Sachen hat Arsinoe nie getragen, und sie sind auch nicht sonderlich bequem.

»Du solltest eigentlich gar nicht hier sein«, behauptet Richard. »Du weißt, dass Frauen an Bord eines Schiffes Unglück bringen.«

»Sprich leiser«, zischt Daphne mit einem kurzen Blick zu den anderen Seeleuten. »Ohne mich hättest du dich doch niemals getraut, das Schiff zu kapern.«

»Zu borgen. Es ist nur geborgt.«

Das Segel erschlafft, als das Schiff sich Richtung Hafen dreht. Daphne und mit ihr auch die in ihrem Körper verborgene Arsinoe sehen nach achtern, wo gerade ein junger Mann vom Steuerrad wegritt. Es handelt sich um Henry Redville – *Lord* Henry Redville aus dem Lande Centra –, der nun auf sie und Richard zukommt und ihnen je einen Arm um die Schultern legt.

»Nun, wie geht es meinen beiden Lieblingsmündeln?«, fragt er.

»Sie ist kein Mündel«, korrigiert ihn Richard, »sondern ein Findelkind. Ein aus dem Meer gefischtes Findelkind und einzige Überlebende eines Schiffsunglücks, die sicherlich bald das nächste heraufbeschwören wird, weil sie ständig verkleidet irgendwo mitsegeln muss.«

»Weißt du, Richard«, gibt Daphne zurück, »als du noch klein warst, haben die Ammen immer gesagt, du wärst zu mickrig und würdest bestimmt bald sterben.«

Arsinoe spürt den leichten Schmerz an den Rippen, als Henry sie beide fest zusammendrückt, als wollte er mit Gewalt eine Versöhnung herbeiführen. Und es funktioniert. Richard und Daphne beginnen zu lachen.

»Vielleicht bringt sie ja doch kein Unglück«, gibt Richard zu. »Kann sie auch gar nicht, denn sie ist jetzt

schon ein Seeungeheuer, das sich als Menschenkind verkleidet hat.«

»Vergiss das ja nicht! Und jetzt hör auf, mich als »sie« zu bezeichnen. In Tunika und Hose bin ich David. Das »sie« muss warten, bis wir wieder im Schloss sind.«

An dieser Stelle ist Arsinoe beim letzten Mal aufgewacht, doch jetzt geht der Traum weiter. Trotzdem fühlt es sich immer noch merkwürdig an; Arsinoe ist irgendwie desorientiert und gleichzeitig überwältigt. Staunend betrachtet sie die weißen Klippen, die über der Bucht aufragen – an der Küste eines Festlandstaates, den sie nie besucht hat, in einer Zeit, die sie nicht einordnen kann. Doch es ist nur ein Traum, und anscheinend kann sie sich nicht aus eigener Kraft daraus befreien.

Daphne und Henry (Richard scheinen sie im Hafen zurückgelassen zu haben) betreten durch einen geheimen Tunnel in den Felsen das Schloss. Laternen an den Wänden beleuchten ihren Weg. Drinnen verschwindet Daphne schnell hinter einem Vorhang und zieht ihre Mädchenkleidung an. Tunika und kratzige Hose werden gegen ein tailliertes rotes Kleid getauscht.

Bäh. Ich ändere meine Meinung. Dieses Kleid ist noch unbequemer als die Tunika.

Viel schlimmer ist allerdings die schwarze Langhaarperücke.

»Deine Perücke sitzt schief, Daphne.« Henry hebt die Laterne hoch und zupft an dem Ding, bis es ordnungsgemäß sitzt. Dann drückt er noch einen grässlichen Kopfschmuck darauf, an dem ein Schleier hängt. Die in Daphnes Innerem gefangene Arsinoe verzieht das Gesicht.

Während Daphne weiter an ihrer Perücke herum-

fummelt, versucht Arsinoe, sich umzusehen. Was frustrierenderweise nicht funktioniert. Doch da sie ja schläft und das alles nur ein Traum ist, nimmt sie es nicht allzu schwer.

»Tut mir leid, Daph«, entschuldigt sich Henry. »Frauenkleidung ist das reinste Mysterium für mich.«

»Da sagen die Schankmädchen in den Gasthäusern aber etwas ganz anderes«, brummt sie und stößt ihn in die Rippen.

Darüber würde ich gerne mehr hören. Dieser Henry sieht beinahe so gut aus wie Joseph: groß, schlank, mit dichtem, glattem Haar, das die Farbe von glänzenden Walnüssen hat. Zu schade, dass nicht er sich hinter dem Vorhang umgezogen hat.

Daphne und Henry treten auf einen Korridor hinaus. Aus dem Augenwinkel registriert Arsinoe, dass sie durch eine Tür gekommen sind, die sich hinter einem Wandteppich mit Jagdhundmotiven verbirgt. Prüfend streicht Daphne noch einmal ihr dunkelrotes Kleid glatt, und Henry zieht ihren weißen Schleier zurecht. Als eine Stimme erklingt, reißt er schnell die Hand zurück.

»Ihre Frau Mutter wünscht Sie zu sehen, Herr. Sie beide.«

»Alles klar. Wo ist sie?«

»Sie erwartet Sie in ihrem Kabinettszimmer, Herr.«

Kabinettszimmer. Was soll das denn sein?

Von Daphnes Körper mitgetragen, sieht Arsinoe sich entspannt alles an, während sie zu besagtem Raum gehen – sowohl die Frau, vor der sie sich verbeugen (*das muss wohl Henrys Frau Mutter sein*), als auch das ziemlich schlicht gehaltene Zimmer. Die offensichtlich hochwohlgeborene Dame trägt ein edles Kleid aus silbernem

Stoff, doch der Teppich unter ihren Füßen ist dünner als alles, was Arsinoe in dieser Hinsicht kennt, und die steinernen Mauern wirken grob.

»Was gibt es, Mutter? Du strahlst ja geradezu!«

»Allerdings«, nickt sie, während Henry sich zum Kuss über ihre Hand beugt.

»Dann gibt es also gute Neuigkeiten«, stellt Daphne fest. »Welch eine Erleichterung.«

»Wir haben ein Schreiben vom König erhalten. Henry wird auf die Insel Fennbirn geschickt. Dort wird er in dieser Generation als Freier um die Krone kämpfen. Als einziger Vertreter von Centra.«

»Fennbirn!« *Fennbirn!* Aufgeregt dreht sich Henry zu Daphne um.

Er ist also ein Freier. Aber warum träume ich von einem Freier und seiner Schwester? Dann spürt sie, wie Henry Daphnes Hand nimmt. *Oder vielleicht auch nicht seine Schwester.*

»Aber warum ich, Mutter? Bist du ganz sicher? Kann es sich nicht um einen Irrtum handeln?«

»Davon ist nicht auszugehen«, antwortet sie. »Das Schreiben wurde vom König persönlich unterzeichnet und gesiegelt. Außerdem hatten wir bei Hofe schon immer eine bevorzugte Stellung inne. Sicher ist das als Gunstbezeugung gegenüber deinem Vater zu sehen, als Belohnung für seine anhaltende Treue.«

Könige, der Hof von Centra. Ich weiß rein gar nichts über dieses Land. Es wäre besser, wenn Mirabella diesen Traum hätte. Die kennt sich mit so etwas aus.

»Wann werde ich aufbrechen?«, erkundigt sich Henry.

»Bald«, versichert seine Mutter. »Sehr bald schon. Unser Mündel Richard wird dich auf die Insel begleiten

und während deiner Werbung an deiner Seite bleiben, als Verbündeter und zu deinem Schutz.«

»Und was ist mit Daphne?«

»Daphne wird hierbleiben.«

Betroffen sehen Henry und Daphne sich an, und Arsinoe hat plötzlich Mitleid mit ihnen. Genau so hat sie Jules hinterhergeblickt, als die mit Camden davongesegelt ist.

»Aber, Mutter ...«

»Nein.« Sie holt tief Luft, dann entspannt sich ihre Miene wieder. »Nun geh und zieh dich zum Abendessen um. Dein Vater wird an der Feier heute leider nicht teilnehmen können, was er auch sehr bedauert. Aber nächste Woche kehrt er vom Hofe zurück, rechtzeitig, um dich zu verabschieden.«

Henrys Mutter küsst ihren Sohn auf beide Wangen. Daphne will ebenfalls gehen, doch die Mutter hält sie am Arm fest.

»Einen Moment noch, Daphne.«

Gehorsam lässt sich Daphne mit Arsinoe auf einen Stuhl sinken. Letztere blickt Henry aber so lange nach, wie es nur geht.

»Du wusstest, dass dieser Tag irgendwann kommt«, beginnt Henrys Mutter. »Dass Henry eines Tages eine Ehe schließen würde, durch die unsere Ländereien und unser Wohlstand gemehrt werden.«

»Natürlich wusste ich das.«

Obwohl sie ihr völlig fremd ist, hört Arsinoe die Anspannung in Daphnes Stimme.

»Aber ich dachte, er könnte zumindest hierbleiben. Dass seine Braut mit ihren Titeln und Ländereien herkommen und Henry weiterhin hier leben würde.«

»Und genau so wird es sein, wenn er erfolgreich ist. Dann kehrt er als König zurück! Mit einer Königin an seiner Seite – sobald ihre Herrschaft auf Fennbirn beendet ist.«

Verborgen in Daphnes Innerem, verzieht Arsinoe abfällig die Lippen.

»Und was soll ich so lange tun, Lady Redville? Ohne Henry? Und ohne Richard?«

»Du wirst tun, was alle Frauen tun: darauf warten, dass die Männer in der Welt vorankommen.«

Würg.

»Es gibt keinen Grund zu verzweifeln. Du bist ein Findelkind ohne adelige Abstammung, deine Heiratsaussichten sind also nicht überragend. Aber du wirst immer einen Platz in meinem Haus und unter meinen Damen haben. Und ich bin mir sicher, dass Henrys Königin dich auch gerne in den Kreis ihrer Hofdamen aufnehmen wird.«

Was vermutlich immer noch besser ist, als auf der Straße zu landen. Wo meine Schwester und ich jetzt wären, wenn wir Billy nicht hätten.

Zum Glück dauert dieses unangenehme Gespräch mit Lady Redville nicht lange, sodass Daphne ihren heimlichen Gast bald wieder in den Korridor hinausträgt, wo sie bereits von Henry erwartet werden.

»Und? Konntest du sie umstimmen?«

»Ich? Warum hast du es nicht versucht? Immerhin bist du ihr Sohn! Und du hast kein Wort gesagt.«

Vielleicht liegt es an seinen vom Wind zerzausten Haaren oder auch daran, dass die Heranwachsenden damals in der alten Zeit älter zu sein schienen, aber auf Arsinoe wirkt er noch fast wie ein Junge. Zu jung, um Prinzgemahl zu sein. Und er hat so gar keine Ahnung,

wie es auf der Insel zugeht. Vermutlich hat Billy irgendwann auch so nachdenklich mit seiner Schwester Jane zusammengestanden.

»Ich wusste nicht, was ich sagen sollte«, gibt Henry zu.
»Sie hat noch nie versucht, uns zu trennen.«

»Und es ist kein besonders kluger Zeitpunkt, damit anzufangen, wenn du so weit fortgeschickt wirst, als Teil eines frisch geschmiedeten Bündnisses mit dem König. Diese Insel, Fennbirn ... wer weiß eigentlich Genaueres darüber? Angeblich gibt es dort Hexen und Magie ...«

Pass auf, was du sagst, Findelkind.

»Das glaubst du doch nicht wirklich«, erwidert Henry.

»Wer kann das schon wissen? Centra hatte schon seit Generationen keinen erfolgreichen Freier mehr. Warum schickt der König überhaupt dich dorthin? Er hat doch haufenweise Söhne!«

»Fennbirn ist ein Ehrenpreis für die Adelligen, Daph. Das weißt du doch.«

»Ich kenne diesen neunmalklugen Blick von dir. Du willst dort König werden, stimmt's? Du willst König von Fennbirn werden.«

»Daphne!«, lacht er. »Wer würde das nicht wollen? Das wird ein großes Abenteuer. Ich wünschte nur, du könntest mitkommen. Aber ich werde dir alles erzählen, wenn ich zurück bin.«

Einen Moment lang schweigen beide, und die Verlorenheit kehrt in Henrys Blick zurück.

Er liebt sie. Er liebt sie, wird aber trotzdem gehen.

»Ich will nicht, dass du gehst«, sagt Daphne plötzlich.

»Nicht? Daph ...« Er streckt die Hand nach ihr aus, aber sie wendet sich abrupt ab. »Warum willst du nicht, dass ich gehe?«

»Das weißt du ganz genau!«

»Tue ich das?«

Tust du das? Nun spuck es schon aus, Daphne. Am liebsten würde Arsinoe Daphnes Geist einen Stups versetzen, damit er in Gang kommt. Aber sie träumt das alles nur, und diese Geschehnisse haben sich in einer weit entfernten Vergangenheit zugetragen. Was auch immer passiert ist, sie kann es nicht mehr ändern.

»Du weißt doch, dass ich dich mindestens so gut beschützen kann wie Richard«, sagt Daphne dann. Arsinoe stößt ein lautloses Stöhnen aus.

»Ich sollte dich begleiten. Wer soll sich denn um dich kümmern? Wer wird dafür sorgen, dass dir nichts zustößt?«

Henry lässt die Hand sinken. »Ich wünschte, du hättest etwas anderes gesagt.«

»Was denn?«

»Für dich bin ich immer noch ein Kind. Wie kannst du denn nicht sehen, was aus mir geworden ist? Ich bin kein kleiner Junge mehr.«

»Henry ...«

»Nein, ich bin kein Junge mehr. Ich bin jetzt ein Mann. Ich werde König sein, ein Herrscher. Dein Herrscher«, fügt er hinzu. Sofort kann Arsinoe ihn um einiges weniger gut leiden.

»Verzeih mir, Daph, das habe ich nicht so gemeint«, rudert er schnell zurück.

»Aber so ist es nun einmal«, faucht sie. »Vielen Dank, dass Sie mich daran erinnern haben, Lord Henry.«

Er stürmt davon, und Daphne wirbelt so schnell herum, dass Arsinoe beinahe schlecht wird. Als sie wieder stillsteht, blickt sie in einen Spiegel. Und nun erkennt

Arsinoe, warum sie diesen Traum ausgerechnet in Daphnes Körper erlebt.

Ihr Haar und ihre Augen sind schwarz wie die Nacht – auch die natürlichen, kurz geschnittenen Strähnen, die unter der Perücke hervorlugen. Daphne mag ein Findelkind sein, aber dieses Findelkind ist eindeutig eine Königin von Fennbirn.

Tempel von Indridskamm

In Bree Westwoods Magen tanzen nervöse Schmetterlinge herum, als die Kutsche vor dem Tempel hält. Sobald sich die Tür öffnet, versucht sie, alles in sich aufzunehmen: Die prachtvolle Fassade ist so schwarz, dass es fast unheimlich ist, und die Fratzen der geschnitzten Wasserspeier stieren zu ihr herab. Dieser Tempel ist nicht so schön wie sein Gegenstück in Rolanth, ihm fehlt das Weiche, Kunstvolle, aber eindrucksvoll ist er auf jeden Fall, das muss sie zugeben. Mitten in der Hauptstadt ragt er auf wie ein schwarzes Schwert, das in den Boden gerammt wurde.

»Soll dich jemand hineinbegleiten, Miss?«, fragt der Fahrer. »Um dich anzukündigen?«

»Nein.« Bree steigt aus und richtet sich entschlossen auf. »Ich werde erwartet.«

Mit langen Schritten täuscht sie Selbstsicherheit vor, ein Trick, den sie jahrelang geübt hat. Aber sie hat unangenehm weiche Knie dabei, und das Flattern der Schmetterlinge in ihrem Inneren hört auch nicht auf. Es ärgert sie, dass Hohepriesterin Luca sie überhaupt herziert hat, aber vor allem geht es ihr gegen den Strich, dass sie sich dem nicht entziehen kann und tatsächlich gekommen ist.

Die schweren Tore des Tempels schließen sich hinter

ihr, lassen die Geräusche der Stadt verstummen und scheinen jede Luftzufuhr abzuschneiden. Krampfhaft unterdrückt Bree den Impuls, einfach wegzulaufen. Sie hätte nicht herkommen sollen. Luca hätte zu ihnen kommen müssen. Auf den Knien hätte sie zu den Westwoods rutschen müssen, nach allem, was sie Mirabella angetan hat. Doch stattdessen hat sie Bree in den Schwarzen Rat berufen – natürlich zusammen mit sich selbst und ihrem Schoßungeheuer Rho – und sie schriftlich angewiesen, mit ihr im Tempel Tee zu trinken, bevor sie im Volroy antritt.

»Hier entlang, Miss Westwood«, erklärt eine große, dünne Priesterin, deren hellblonder Zopf unter der Kapuze ihrer Robe hervorlugt. Eisblond, hier in der Hauptstadt? Vermutlich eine Arron. Bestimmt wimmelt es im Tempel von Indridskamm nur so von ihnen. Bree mustert die vielen Priesterinnen, die hier fegen, den Altar bestücken oder vor dem großen schwarzen Glasmonolithen beten, den sie als Stein der Göttin bezeichnen. Ihre weißen Roben und die schwarzen Armbänder sollen eigentlich Namen und Gaben auslöschen. Trotzdem hat Bree das Gefühl, durch eine Schlangengrube zu laufen.

Sie folgt der Priesterin durch mehrere Räume, an einem kleinen Kreuzgang vorbei und einige Stufen hinunter, bis sie schließlich eine Kammer erreichen, in der nur ein paar Fackeln brennen.

»Die Gemächer der Hohepriesterin sind gleich dort vorne.«

Abrupt bleibt Bree stehen. »Ich werde hier auf sie warten.«

»Aber ...«

»Bring sie einfach zu mir.« Geschickt streift sie ihren Mantel ab und hängt ihn über eine Stuhllehne. »Und sie soll mich besser nicht warten lassen.«

Da sie die Priesterin keines Blickes mehr würdigt, weiß sie nicht, ob dieser bei der letzten Anweisung das Gesicht entgleist ist. Wahrscheinlich schon. Vielleicht geht es doch ein wenig zu weit, der Hohepriesterin Befehle zu erteilen.

Bree überlegt, ob sie sich hinsetzen und eine gelangweilte Miene aufsetzen soll, während sie wartet. Allerdings blicken die Sitzgelegenheiten alle in Richtung des Korridors, durch den Luca kommen wird. Und Bree weiß, dass sie und Luca sich nicht zu lange ansehen dürfen – denn dann würde sie zuerst den Blick abwenden. Also wandert sie stattdessen in der kleinen, muffigen Kammer herum und studiert die alten Mosaikfragmente auf dem Boden und die Wandbehänge: Giftmischerbilder von Sterbenden, die mit Blasen übersät sind; eine Schlange zwischen tödlichen Pflanzen. Es gibt auch Wandteppiche, auf denen Tiervertraute oder Schlachten zu sehen sind, aber die sind wesentlich kleiner gehalten.

»Bree Westwood. Ich freue mich, dass du gekommen bist.«

Als sie sich umdreht, entdeckt Bree die Hohepriesterin. Sie steht mit gefalteten Händen und freundlichem Gesicht in der Tür.

»Selbstverständlich bin ich gekommen. Du hast mich in den Schwarzen Rat berufen. Mutter war entzückt. Sie hat mir bereits im Norden der Stadt ein komplettes Haus eingerichtet.«

»Sehr gut. Und, fühlst du dich dort wohl?« Luca

